hte

Zeitschrift für Ideengeschichte
Heft XV/1 Frühjahr 2021

Kolonialwaren

Herausgegeben von Ulrike Gleixner,
Alexandra Kemmerer, Michael Matthiesen
und Hermann Parzinger

Begründet von Ulrich Raulff, Helwig Schmidt-Glintzer und Hellmut Seemann

Herausgeberinnen und Herausgeber:
Sandra Richter (Deutsches Literaturarchiv Marbach)
Ulrike Lorenz (Klassik Stiftung Weimar)
Peter Burschel (Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel)
Barbara Stollberg-Rilinger (Wissenschaftskolleg zu Berlin)
Hermann Parzinger (Stiftung Preußischer Kulturbesitz)
Gerhard Wolf (Kunsthistorisches Institut in Florenz)

Beirat: Kurt Flasch (Bochum), Anthony Grafton (Princeton), Dieter Henrich (München), Wolf Lepenies (Berlin), Glenn W. Most (Chicago/Pisa), Krzysztof Pomian (Paris), Jan Philipp Reemtsma (Hamburg), Quentin Skinner (London), Barbara M. Stafford (Chicago)

Geschäftsführende Redaktion:
Stephan Schlak (v.i.S.d.P.)

Redaktion «Denkbild»: Jost Philipp Klenner
Redaktion «Konzept & Kritik»: Daniel Schönpflug

Mitglieder der Redaktion: Hannah Baader, Martin Bauer, Warren Breckman, Ulrich von Bülow, Jan Bürger, Eva Cancik-Kirschbaum, Carsten Dutt, Petra Gehring, Luca Giuliani, Ulrike Gleixner, Hana Gründler, Jens Hacke, Helmut Heit, Christian Heitzmann, Markus Hilgert, Martin Hollender, Alexandra Kemmerer, Ingolf Kern, Reinhard Laube, Michael Matthiesen, Florian Meinel, Martin Mulsow, Robert E. Norton, Wolfert von Rahden, Stefan Rebenich, Hedwig Richter, Hole Rößler, Astrit Schmidt-Burkhardt, Andreas Urs Sommer, Carlos Spoerhase, Martial Staub, Anita Traninger, Jörg Völlnagel

Redaktionsadresse:
Zeitschrift für Ideengeschichte
Wissenschaftskolleg zu Berlin
Wallotstraße 19
14193 Berlin

Umschlagabbildung: Akinbode Akinbiyi: Berlin, Weißensee, 2018 (Ausschnitt, bearbeitet), © Akinbode Akinbiyi.

Die Zeitschrift für Ideengeschichte erscheint viermal jährlich und ist auch im Abonnement erhältlich.

Bezugspreis:
Einzelheft: € 16,00 [D]; sFr 22,90; € 16,50 [A];
zzgl. Vertriebsgebühren von € 1,55 (Inland); Porto (Ausland)
als E-Book: € 9,99
Jährlich: € 54,00
inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 25,00 (Ausland)
Sonderpreis: € 43,00
inkl. Vertriebsgebühren (Inland); zzgl. € 25,00 (Ausland)
Der Sonderpreis gilt für Mitglieder der mit den Herausgeber-Institutionen und ihren Museen, Archiven, Bibliotheken und Instituten verbundenen Vereine gemäß der Liste auf www.z-i-g.de, für Mitglieder des Verbands der Historiker und Historikerinnen Deutschlands e.V. und des Verbands der Geschichtslehrer Deutschlands e.V. sowie für Abonnenten der Marbacher Magazine.

Abo-Service:
Telefon (089) 381 89-750 • Fax (089) 381 89-402
E-Mail: Kundenservice@beck.de

Gestaltung:
vsp-komm.de

Layout und Herstellung:
Simone Decker

Druck und Bindung:
Eberl & Koesel GmbH & Co. KG, Altusried Krugzell
ISSN 1863-8937 • Postvertriebsnummer 74142
ISBN gedruckte Ausgabe 978-3-406-76611-4
ISBN e-book Ausgabe 978-3-406-76615-2

Alle Rechte an den Texten liegen beim Verlag C.H. Beck. Jede Verwertung außerhalb der Grenzen des Urheberrechtsgesetzes bedarf der Zustimmung des Verlags.
© Verlag C.H.Beck oHG, München 2021
Verlag C.H.Beck, Wilhelmstr. 9, 80801 München

myclimate
klimaneutral produziert
www.chbeck.de/nachhaltig

Besuchen Sie auch unsere Website www.z-i-g.de !

Abonnenten haben kostenlosen Zugriff auf die Beiträge aller bisher erschienenen Hefte. Registrierte Nutzer können alle Beiträge, die älter sind als zwei Jahre, kostenlos lesen.

ZUM THEMA

Ulrike Gleixner, Alexandra Kemmerer, Michael Matthiesen, Hermann Parzinger: Zum Thema 4

KOLONIALWAREN

Jürgen Osterhammel: Warenökonomie und Mobilitätsfolklore 5

Jürgen Elvert: Das Netzwerk der Häfen 14

Reinhard Wendt: Die Verzuckerung der Welt 26

Sundhya Pahuja: Der Staat als Kolonialware. Ein Gespräch 36

Trophäen und Tribute. Eine Bilderstrecke 49

ESSAY

David Armitage: John Locke, die Kolonien und die Verträge 69

DENKBILD

Britt Schlünz: Ästhetik des Schreckens. Zur drastischen Mission des Ordens der Claretiner 85

ARCHIV

Urs Büttner: Re-Import Goethe. Der Friedenspreis 1968 für Léopold Sédar Senghor 101

KONZEPT & KRITIK

Andreas Fahrmeir: Stern des Südens. Kleine Weltgeschichte des Mercedes 111

Lilla Russell-Smith: Kolonialer Tauschhandel in China 115

Florian Hoffmann: Unerwartete Nachbarschaft. Zur Dekolonialität in Lateinamerika 118

Joachim Nettelbeck/Alexandra Kemmerer: Des Seefahrers Widersprüche 121

Karl-Heinz Kohl: Mythos Heinrich. Eine Erinnerung 125

Die Autorinnen und Autoren 127

Im nächsten Heft: Jenseits von Straßburg. Mit Beiträgen von Pascale Hugues, Catherine Maurer, Freddy Raphael, Frank Rexroth und weiteren.

Zum Thema

Kolonialwaren haben ihren festen Platz in den Schubladen unseres Gedächtnisses. Jahrzehntelang gehörte die Kolonialwarenhandlung zum Bild deutscher Städte, bis sie in den 1970er Jahren von Supermarktketten verdrängt wurde. Erlesenes und Alltägliches, Kakao, Tabak, Gewürze und Zucker wurden hier feilgeboten, später auch alle möglichen anderen Waren des täglichen Bedarfs. Ein sehr deutscher Erinnerungsort des Kolonialen, den der Postkolonialismus nie erreichte. Ein nostalgischer Rückzugsort womöglich, an dem sich bei einem Kännchen Plantagen-Kaffee mit Hochland-Aroma gepflegt über gemeinsame und geteilte Kolonialvergangenheiten, *colonial stories* und *shared histories*, parlieren lässt – natürlich auch, so gebieten es guter Ton und geopolitisches Kalkül, mit dem ein oder anderen Vertreter vormals ausgebeuteter Gemeinschaften des Globalen Südens?

Die Kolonialware hat es in sich. Exotischer Konsumartikel, kostbares Prestigeobjekt, Beutestück blutiger Kolonialgewalt. Fest eingewoben in imperiale Lieferketten, frei fluktuierend durch koloniale Landschaften. Sie begegnet uns als Schmuckstück und Spezerei, Kunstwerk und Zeremonialobjekt, Rohstoff und Universitätsabschluss, *human remain* und staatsrechtliche Kategorie, verändert ihre Charakteristika in unterschiedlichen Gebrauchskontexten und Machtkonstellationen. Ihr Begriff entzieht sich, wie Jürgen Osterhammel im Aufmacher zu diesem Themenheft zeigt, allen einfachen definitorischen Festlegungen.

Die einst unumstößliche Geltung beanspruchenden Großbegriffe der Globalgeschichte (Zirkulation, Netzwerk) haben in der Pandemie einen Kurssturz erlitten. Die grenzenlose Mobilität ist erlahmt, begehrte Handelswaren wie Tourismus und Bildung sind plötzlich Ladenhüter. Die Pandemie legt schonungslos das zerbrechliche Rückgrat globaler politischer Ökonomien frei. Und ihre dunklen kolonialen Erbschaften, die sich in erdrückenden planetarischen Ungleichheiten fortsetzen.

Auch die Ideengeschichte kann sich da nicht mit ein bisschen postkolonialer Gewissenserforschung reinwaschen. «Lasst uns in Ruhe!», rief die nigerianische Schriftstellerin Yvonne Adhiambo Owuor unlängst den Organisatorinnen der (natürlich virtuellen) vom Auswärtigen Amt geförderten Konferenz *Colonialism as Shared History. Past, Present, Future* zu, nachdem sie in ihrer Eröffnungsrede ihr vorwiegend deutsches Publikum aufgefordert hatte, den historischen und ideengeschichtlichen Wurzeln des Kolonialismus nachzuspüren, die Ursprünge eines noch heute nachwirkenden Absturzes ins Barbarische zu ergründen, sich mit den zwischen verlassenen Scherben umherstreifenden Gespenstern des Kolonialismus einzulassen – und das erst einmal für sich selbst zu tun, ohne die Nachkommen der Opfer mit leeren Reuebekundungen zu behelligen, solange der globale Raubbau an Mensch und Natur weitergeht.

Unser Gespräch mit den Kolonialgespenstern entspinnt sich in unseren Archiven und Bibliotheken, in unseren Museen und im Wissenschaftskolleg. In Wolfenbüttel, Marbach, Weimar – und immer wieder in Berlin. Hier beginnt auch diese postkoloniale Spurensuche, in Weißensee. Ins Schaufenster des ideengeschichtlichen Kolonialwarenladens haben wir das gleichnamige Bild des Fotografen Akinbode Akinbiyi gehängt, das tief in das koloniale Herz blicken lässt – und im Gerümpel der Geschichte den Kitsch unserer Debatten demaskiert.

Ulrike Gleixner
Alexandra Kemmerer
Michael Matthiesen
Hermann Parzinger

Kolonialwaren

Jürgen Osterhammel

Warenökonomie und Mobilitätsfolklore

Bis zur Pandemie vom Frühjahr 2020, die den internationalen Passagierflugverkehr zum Erliegen brachte, konnte man sich in Reisebüros mit Katalogen versorgen, die «Jugendlichen unter 26 und Studenten unter 32 Jahren» die ganze Welt verkauften. Für drei bis vier studentische Monatseinkommen – sie betragen im Durchschnitt ca. 900 EUR – lag Globetrottern der Planet zu Füßen: Frankfurt – Johannesburg – São Paulo – Santiago de Chile – Los Angeles – Fiji – Auckland – Sydney – Tokio – Guangzhou – Bangkok – Malediven – Frankfurt: Das war nur eines unter vielen Tourenpaketen. Wer es nördlicher wollte, konnte Ulan Bator, St. Petersburg oder Reykjavik hinzubuchen: «Wir haben alle Kontinente in einen Koffer verpackt!» jubelte die Reklame.[1] «Volle Kulturendröhnung!»[2] Und das mit leichtem Gepäck «in einer internationalen Gruppe Gleichgesinnter».[3]

Die Gleichgesinnten – auch reiferer Altersgruppen – überfielen die Welt. 2018 brachten sie es auf 1.442 Millionen «tourist arrivals»; 1995 waren es erst 533 Millionen gewesen, 1950 nur 25 Millionen.[4] Der grenzüberschreitende Tourismus hat eine lange und farbenfrohe Frühgeschichte, zum Strukturelement der Weltgesellschaft ist er erst in den letzten drei oder vier Jahrzehnten geworden. Riesige Mengen von Konsumenten wurden zu Käufern der Ware «Erlebnismobilität», die von unendlich vielen Reisedienstleistern angeboten wird. Erlöse aus Geschäften mit aus-

1 StaTravel, Katalog «Round the World», 2018, S. 36.

2 Ebd., S. 22.

3 Ebd., S. 32.

4 https://data.worldbank.org/indicator/ST.INT.ARVL; für 1950: https://ourworldindata.org/tourism [1.8.2020].

ländischen Touristen machten 2018 einen Anteil von nur 3,2 % an den Exporten Deutschlands aus; in Frankreich waren es immerhin schon 8,1 %, in den USA 10,2 %, in Thailand 19,9 %, in Griechenland 26,4 %, in der Dominikanischen Republik 37,4 %, in einem völlig vom Tourismus beherrschten Land wie Fiji 51,3 %.[5] Die Coronakrise von 2020 hat die Abhängigkeit zahlreicher Ökonomien vom Mobilitätsgeschäft brutal offengelegt. Die letzte und geographisch am weitesten verbreitete Kolonialware – zu diesem Begriff gleich mehr – ist das Reiseerlebnis. Allerdings: Manche Länder des Globalen Südens sind für Durchschnittstouristen uninteressant. Kaum jemand macht Urlaub in Paraguay, Mali, Afghanistan oder Bangladesch.

Warenmobilität und Mobilitätswaren

Nichts zeigt besser als die Ausweitung des Tourismus und insbesondere des Flugreisens, dass die Gegenwart ein Zeitalter entfesselter Mobilität ist. Auch die Corona-Pandemie des Jahres 2020 verdankt ihre globale Verbreitung primär dem Luftverkehr, so wie die Pest-, Cholera- oder Grippe-Erreger früherer Seuchen mit dem jeweils schnellsten Transportmittel ihrer Epoche unterwegs waren: dem Reitpferd, dem Segelschiff, dem Dampfer, der Eisenbahn. Die Massenmobilisierung der Menschheit begann freilich noch nicht mit dem ersten kommerziellen Transatlantikflug im Jahre 1938. Zu den technischen Voraussetzungen in der Luft musste der weltweite Bau von Flughäfen hinzukommen. Der Beginn des Jet-Zeitalters mit dem ersten Regeleinsatz von Boeings legendärer 707 im Jahre 1958 war eine wichtige Zäsur.[6] Doch erst die Deregulierung des Luftverkehrs durch die US-Regierung im Jahre 1978 schuf die Voraussetzung dafür, dass Flüge für breitere Kundenkreise erschwinglich wurden. In den 1990er Jahren begannen Billigfluglinien immer größere Marktsegmente zu erobern und trieben das allgemeine Niveau der Flugpreise nach unten. Erstmals in der Geschichte waren Interkontinentalreisen kein Luxus mehr.

Gleichzeitig verbreitete sich seit der Mitte der 1990er das Internet als bequem zugängliche Alltagstechnologie, während die Satellitentelefonie die Kosten von Ferngesprächen zwischen den Kontinenten minimierte. E-Mail-Verkehr machte «Echtzeit»-

5 http://wdi.worldbank.org/table/6.14 [1.8.2020].

6 Christine Negroni: The Flight That Changed Everything: When the 707 Gave Us the World, in: Air & Space Magazine, February 2019, https://www.airspacemag.com/history-of-flight/707-flight-changed-everything-180971219/ [1.8.2020].

Kommunikation, auch den Versand großer Datenmengen, zu einer vollkommen neuartigen Erfahrung. Demgegenüber war der Telegrafenverkehr, der seit den 1870er Jahren die großen Städte aller Kontinente miteinander verknüpft hatte, kostspielig, in seiner Datenkapazität eng begrenzt und von Privathaushalten aus nicht zu betreiben; man musste ein «Amt» aufsuchen, um ein Telegramm zu verschicken. Die Telegrafie als Inbegriff des modernen «Weltverkehrs» – wie im 19. Jahrhundert das genannt wurde, was heute «Globalisierung» heißt – war stets eine Elitentechnologie und insofern kein Vorläufer des Internet. Gleichwohl war für die Zeitgenossen die Verdrahtung des Erdballs die erste wahrhaft globale Technologie: «Welttheil ist an Welttheil gekettet worden», schwärmte 1879 der Geheime Oberpostrat Paul David Fischer, «und der elektrische Strom kreist in ununterbrochenem Fluge als Träger des Gedankens».[7]

Waren (und Neuigkeiten) sind mobil gewesen, lange bevor es technische Kommunikationssysteme gab. Handelswaren sind, anders als kommerzialisierte «Immobilien», ihrem Wesen nach bewegt. Ein Objekt oder Gut wird durch einen gewinnorientierten Transfer- und Tauschakt zur Ware, in dem es seinen Besitzer wechselt. Dies geschieht oft in Ketten von Produktion, Weiterverarbeitung und Vermarktung, den «commodity chains», bei denen sich in jedem Abschnitt neue Akteure in den Prozess einklinken.[8]

Neben Menschen und Daten wurden in der Moderne auch Waren über große Entfernungen immer mobiler. Der internationale Handel nahm nach den Napoleonischen Kriegen rascher zu, als dies im 18. Jahrhundert der Fall gewesen war, sogar vor 1870 mit höheren jährlichen Raten als zwischen 1870 und 1913, der Zeit, die man oft als «Erste Globalisierung» bezeichnet hat.[9] Der Außenhandel wuchs seit dem frühen 19. Jahrhundert schneller als das ebenfalls kontinuierlich ansteigende aggregierte Bruttosozialprodukt (BSP) aller Volkswirtschaften auf der Erde. Der Anteil von Exporten am Welt-BSP erreichte 1913 einen Höchststand, der nach Einbrüchen infolge von Weltkriegen, Weltwirtschaftskrise und binnenwirtschaftlich konzentriertem Wiederaufbau erst wieder 1974 erzielt wurde. Von da an nahm er bis zum Jahr 2007, dem Vorabend der Finanzkrise, kontinuierlich zu.[10] Zwi-

7 Paul David Fischer: Post und Telegraphie im Weltverkehr, Berlin 1879, S. 46–47.

8 Steven C. Topik / Allen Wells: Warenketten in einer globalen Wirtschaft, in: Emily S. Rosenberg (Hg.): Weltmärkte und Weltkriege 1870–1945, München 2012 (= Geschichte der Welt, Bd. 5), S. 589–815.

9 Giovanni Federico / Antonio Tena-Junguito: World Trade, 1800-1938. A New Synthesis, in: Revista de Historia Económica 37 (2019), S. 9–41, hier S. 23 (Tab. 2), 37; Michel Fouquin / Jules Hugot: Back to the Future: International Trade Costs and the Two Globalizations. CEPII Working Paper no. 2016-13, Paris 2016, S. 28.

schen 1840 und 2005 stieg die Menge der von der Hochseeschifffahrt transportierten Güter von 20 Millionen auf 7 122 Millionen Tonnen, also um den Faktor 356.[11] Das Volumen des Welthandels war auf einem historischen Maximum angekommen, symbolisiert im gigantischen Containerschiff, dessen Epoche um 1980 begonnen hatte.[12] In die größten dieser heute üblichen Transporter würden die etwa 50 000 t an Fracht, die um 1800 in einem einzelnen Jahr von ganz Asien nach Europa verschifft wurden, vier- bis fünfmal hineinpassen.[13]

Die Sozialwissenschaften haben auf die multiple Expansion und Beschleunigung mit Theorien von «Globalisierung» und «global modernity» reagiert.[14] Zu deren zentralen Begriffen gehört «Mobilität».[15] Historikerinnen und Historiker haben diesen Impuls aufgegriffen und durch eine neue Mobilitätsoptik den Blick auf die Vergangenheit gerichtet. Die konventionelle Geschichtsschreibung, so eine am Ende des 20. Jahrhunderts weithin geteilte Vermutung, habe das Statische dem Dynamischen vorgezogen, sesshafte Lebensweisen vor nomadischen privilegiert, den historischen Subjekten territorial gebundene Identitäten zugeschrieben und den Nationalstaat zur alleingültigen Analyseeinheit erklärt. Dem wurde eine Geschichtsschreibung der Bewegung, des Reisens, der Migration, der Diasporabildung, der Identitätsgefährdung und der Hybridität entgegengesetzt. In extremen Fällen trat an die Stelle des Begriffs der «Gesellschaft» derjenige des «Netzwerks». Solche Netzwerke wurden als fragile Strukturen in ständiger Bewegung gesehen. «Cultural mobility» und eine kinetische Literaturgeschichtsschreibung wurden zu fruchtbaren Forschungsrichtungen.[16] Ganze Nationalgeschichten, etwa die australische, hat man als riesige Mobilitätsnarrative gelesen.[17]

Richtet man den Mobilitätsblick von heute auf das 19. Jahrhundert, dann ergibt sich ein ambivalenter Befund. Gewiss, die neuen Leittechnologien waren Beschleunigungstechnologien: Dampfschiff, Eisenbahn, Telegraf, Telefon. Das Jahrhundert begann indes mit spätarchaischen Akzelerationsformen: Napoleons Armeen führten und gewannen Blitzkriege zu Fuß und zu Pferde, also in den Bewegungsmodi der vergangenen Jahrtausende. Wenig später wurde die pferdegezogene Kutsche zu reifer

10 Daten in: Giovanni Federico / Antonio Tena-Junguito: A Tale of Two Globalizations. Gains from Trade and Openness 1800-2010, in: Review of World Economics 153 (2017), S. 601–626, bes. S. 607–610.

11 Martin Stopford: Maritime Economics, 3rd ed., London 2009, S. 24 (Tab. 1.2).

12 Stopford: Maritime Economics, S. 41f., S. 538.

13 Jan de Vries: The Limits of Globalization in the Early Modern World, in: Economic History Review 63 (2010), S. 710–733, hier S. 718, angepasst an heutige (2020) Schiffsgrößen.

14 Jürgen Osterhammel: Globalifizierung. Denkfiguren der neuen Welt, in: Zeitschrift für Ideengeschichte 9:1 (2015), S. 5–16.

15 John Urry: Mobilities, Cambridge 2007; ders.: Mobilities and Social Theory, in: Bryan S. Turner (Hg.): The New Blackwell Companion to Social Theory, Malden,MA 2009, S. 477–495; Peter Adey, Mobility, 2nd ed., Abingdon 2017; Ray Hudson: Economic Geographies. Circuits, Flows and Spaces, London 2005; Tim Cresswell: On the Move. Mobility in the Modern Western World, London/New York 2006.

Perfektion gebracht. Noch in den 1860er und 1870er Jahren wurden für den Asienhandel Segelschiffe gebaut, die schneller waren als alle ihre Vorgänger. Segler und Kutschen hatten trotzdem im Wettbewerb mit Dampfschiffen und Eisenbahnen keine Chance. Mit Kohle befeuerte Fahrzeuge vermochten im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts Volumina an Passagieren und Gütern zu transportieren, wie sie im «archaischen» Zeitalter von Pferd und Wind noch ausgeschlossen waren. Die transatlantische Massenauswanderung aus Europa und die Verschiffung von Millionen indischer und chinesischer Arbeiter («coolies») wären ohne die Mechanisierung fortbewegender Rotation nicht möglich gewesen.[18]

Das 19. Jahrhundert war zweifellos «mobiler» als das 18. und zugleich deutlich gemächlicher als das 20. Jahrhundert. Die gelebten Distanzen waren größer und geradezu «vormodern», solange Interkontinentalreisen in Tagen und Wochen und nicht in Stunden gemessen wurden. Zum Beispiel hat unter den großen Geistern Europas vor 1900 fast niemand die Vereinigten Staaten von Amerika besucht – was verkehrstechnisch durchaus möglich gewesen wäre, zumal Amerikaner nach Europa strömten. Alexander von Humboldt, Alexis de Tocqueville, Charles Dickens oder Peter Tschaikowsky blieben große Ausnahmen. Karl Marx schrieb für die amerikanische Presse, war aber nie auf der anderen Seite des Atlantik; John Stuart Mill arbeitete in London als Spitzenbeamter der East India Company, also de facto der Regierung Indiens, ohne den Subkontinent je gesehen zu haben.

Pauschale Aussagen über das Tempo ganzer Jahrhunderte sind freilich in ihrer Allgemeinheit trivial. Trivial ist auch der offensichtliche Umstand, dass das Wachstum der Weltbevölkerung die Zahl potenziell mobiler menschlicher Wesen erhöht. Die Zahl großräumig mobiler Personen wuchs jedoch schneller als die Gesamtbevölkerung. Die Migration von Europäern innerhalb des Kontinents wie über seine Grenzen hinaus verdoppelte sich in absoluten Zahlen während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts gegenüber den letzten fünf Dekaden des 18. Jahrhunderts. In der folgenden Jahrhunderthälfte ab 1850 wuchs sie um den Faktor 2,7. Im Zeitraum 1801 bis 1850 war schätzungsweise jeder

16 Stephen Greenblatt, u.a. (Hg.): Cultural Mobility. A Manifesto, Cambridge 2010; Ottmar Ette: Literatur in Bewegung. Raum und Dynamik grenzüberschreitenden Schreibens in Europa und Amerika, Weilerswist 2001; Regenia Gagnier: Literatures of Liberalization. Global Circulation and the Long Nineteenth Century, Cham 2018.

17 Tony Ballantyne: Mobility, Empire, Colonisation, in: History Australia 11 (2014), S. 7–37; Anne Rees: Reading Australian Modernity: Unsettled Settlers and Cultures of Mobility, in: History Compass 15:11 (2017), https://doi.org/10.1111/hic3.12429.

18 Zur migrantischen Mobilität vgl. Jochen Oltmer: Globale Migration. Geschichte und Gegenwart, 2. Aufl., München 2016, zu ihrer politischen Behinderung: David C. Atkinson: The Burden of White Supremacy: Containing Asian Migration in the British Empire and the United States, Chapel Hill,NC 2017.

fünfte, zwischen 1851 und 1900 jeder dritte Bewohner Europas migrantisch mobil; etwa die Hälfte dieser Bewegung entfiel allerdings auf den Zuzug vom Land in die wachsenden Städte.[19]

Neu und charakteristisch für die zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts war die Mobilität von Kapital, vor allem die Investition europäischen Kapitals in Infrastrukturprojekte, Plantagen, Bergwerke und gegen Ende des Jahrhunderts auch Fabrikbetriebe außerhalb Europas. Diese Mittel flossen teilweise in Kolonien, etwa in den Ausbau von Häfen, die in jeder maritim angeschlossenen Kolonialbesitzung dampfertauglich gemacht werden mussten, oder in den Bau von großen Eisenbahnsystemen wie dem kanadischen und dem indischen, aber auch in erheblichem Umfang in nicht-koloniale Gebiete: Die Eisenbahnen in Argentinien und (ab 1895) in China entstanden in quasi-souveränen Staaten, der Suezkanal wurde durch das vorkoloniale Ägypten gegraben. Erst die Infrastruktur erlaubte in Wechselwirkung mit der stetig verbesserten Transporttechnik die anhaltende Beschleunigung des Verkehrs: Eisenbahnen verlangen Schienensysteme, Dampfschiffe brauchen Kohlestationen. Als der Amerikaner George Francis Train im Juli 1870 den Planeten von und nach New York in genau achtzig Tagen umrundete, konnte er bereits zwei zeitsparende Verbindungen nutzen, die erst im Vorjahr eröffnet worden waren: die durchgehende Bahnlinie durch die USA und den Suezkanal.[20] Noch 1867 wären für die schnellstmögliche Erdumrundung von London aus 124 Tage erforderlich gewesen.[21] Entscheidend war die Kombination von mobiler Antriebstechnik und immobiler Infrastruktur.

Das Tempo einer ganzen Epoche lässt sich bestenfalls in Impressionen der Zeitgenossen greifen, und das sehr allgemeine Konzept der Mobilität stößt schnell an die Grenzen seiner Brauchbarkeit. Es bewährt sich erst dann als Schlüssel zur Vergangenheit, wenn danach gefragt wird, wer mit welcher Absicht und Reichweite wie schnell und wie lange in welchen größeren Strukturen mobil war. Deshalb ist es realistischer, im Plural von «Mobilitäten» zu sprechen.[22] Anders als der modische Begriff der «Zirkulation» mit seinem Beiklang von horizontaler Mühelosigkeit und verlustfreier Erneuerung suggeriert, verliefen großräumige Bewegungen eher selten in distinkten Kreisläufen, von de-

19 Jan Lucassen / Leo Lucassen: The Mobility Transition Revisited, 1500 to 1900. What the Case of Europe Can Offer to Global History, in: Journal of Global History 4 (2009), S. 347–377, hier S. 370 (Tab. 5.1.)

20 Allen Foster: Around the World with Citizen Train. The Sensational Adventures of the Real Phileas Fogg, Dublin 2002; Joyce E. Chaplin: Round About the Earth. Circumnavigation from Magellan to Orbit, New York 2012, S. 215.

21 James W. Frey: The Global Moment: The Emergence of Globality, 1866-1867, and the Origins of Nineteenth-century Globalization, in: The Historian 81 (2019), S. 9–56, hier 35.

22 Valeska Huber: Multiple Mobilities. Über den Umgang mit verschiedenen Mobilitätsformen um 1900, in: Geschichte und Gesellschaft 36 (2010), S. 317–341; Peter Adey u.a. (Hg.): The Routledge Handbook of Mobilities, London 2017.

nen zudem die wenigsten wirklich global waren. Selbst Geld, neben Körpersäften der klassische Kandidat für Zirkulation, fließt barrierefrei nur in homogenen Währungsräumen. Wer sich heute kulturtheoretisch einer Romantik des Fließens hingibt, würde durch die Beschäftigung mit der Geschichte des internationalen Zahlungsverkehrs auf den Boden der Realität geholt. Wie die klassische politische Ökonomie hervorhob, korrespondierte der Zirkulation des Geldes kein kongruenter Umlauf von Waren; das Verhältnis von Geld- und Warenbewegung war ein Hauptproblem der damaligen Wirtschaftslehre. Waren werden zumeist linear – daher «commodity chains» – vom Produzenten zum Konsumenten transferiert und am Ende der Kette verbraucht oder als *input* in neue Produktionsprozesse eingespeist. Deshalb ist es meist irreführend zu sagen, dass Kolonialwaren «zirkulierten». Sie wurden unidirektional von den Peripherien des Welthandelssystems in die Metropolen kanalisiert.

Analoges gilt für kulturelle Objekte, die in europäischen und nordamerikanischen Museen landeten. Erst wenn man sie zurückgibt, kann von wahrer Zirkulation die Rede sein. Die Metaphorik des Kreises und des Kreisens ist beliebt, weil sie dem gefürchteten Vorwurf des «Eurozentrismus» vorbeugt, der heute schnell gegen Begriffe wie «Diffusion» oder «Transfer» erhoben wird, insbesondere wenn es um das von Europa dominierte 19. Jahrhundert geht, in dem die Dynamiken von Macht, Ökonomie und Kultur vom «Westen» her ausstrahlten.[23] Aber es führt kein Weg um die Spannung zwischen den beiden semantischen Feldern einerseits Zirkel–Egalitarismus–Erhaltung und andererseits Linie–Hierarchie–Verbrauch herum.[24]

Kolonialwaren und Konsumismus

Wie passen Kolonialwaren in diese Mobilitätslandschaft? Leider ist nicht klar, was überhaupt unter Kolonialwaren zu verstehen ist. «Güter, die aus anderen Teilen der Erde stammen»?[25] Dann wären die 538.000 Tonnen Weizen, die das Deutsche Reich 1911 aus dem nichtkolonialen Argentinien importierte,[26] Kolonialwaren – oder heute schwäbische Porsches, die nach China verkauft werden. Oder, zweitens, Exporte aus völkerrechtlich als Kolonien anerkannten Gebieten? Dann wäre um 1908 Kaffee aus Nie-

23 Stefanie Gänger: Circulation: Reflections on Circularity, Entity, and Liquidity in the Language of Global History, in: Journal of Global History 12 (2017), S. 303–318, hier S. 306.

24 Damit soll nicht Fergusons schematische Gesamtinterpretation der Weltgeschichte übernommen werden: Niall Ferguson: Networks, Hierarchies and the Struggle for Global Power, London 2017.

25 Reinhard Wendt: Kolonialwaren, in: Pim den Boer u.a. (Hg.): Europäische Erinnerungsorte 3. Europa und die Welt, München 2012. S. 207–213, hier S. 207.

26 Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, Jg. 33, Berlin 1912, S. 206.

derländisch-Ostindien (4 % der Weltproduktion) eine Kolonialware gewesen, nicht aber die Produktion des staatlich unabhängigen Weltmarktführers Brasilien (67 %).[27] Mit der staatsrechtlichen Dekolonisation Asiens, Afrikas und der Karibik zwischen ca. 1946 und 1965 hätten sich Kolonialwaren von heute auf morgen in nichtkoloniale Handelsgüter verwandelt. Oder, drittens, Waren, die von Konsumenten als «exotisch» wahrgenommen und in der Regel als Prestigegüter benutzt wurden? Das ist ein sehr vages Kriterium, das sich mit der Veralltäglichung und Entauratisierung des Produkts abschleift. «Kaffee, Thee, Gewürze und andere Erzeugnisse der Tropen, die ehedem nur für den Wohlhabenden zu erlangen waren», hieß es 1895 in einem geografischen Lehrbuch, «sind jetzt Volksnahrungsmittel und Gegenstände des Massenverbrauchs.»[28] Viertens könnten Güter gemeint sein, die unter «kolonialen» Raubbau- und Zwangsarbeitsbedingungen erzeugt wurden. Das trifft für Kautschuk aus König Leopolds II. Kongo-«Freistaat» (1885–1908) zu und in weiter Auslegung auf alle Produkte, die unter Verletzung von Menschenrechten gewonnen und hergestellt wurden. Jedoch beruhten nicht alle kolonialen Wirtschaftsformen auf permanenter Gewalt. Zum Beispiel stammten agrarische Exportprodukte aus Französisch- und Britisch-Westafrika weithin von selbstständig wirtschaftenden afrikanischen Bauernhaushalten und nicht von Plantagen.[29] Schließlich gibt es die fünfte Möglichkeit, dass, in marxistisch inspirierter Analyse, Gegenstände einer kolonialen Kommodifizierung unterlagen, zum Beispiel vom indigenen Kultgegenstand zum Angebot für Touristen oder Handelsobjekt auf dem internationalen, westlich dominierten Kunstmarkt wurden.[30] Das trifft allerdings auf den Großteil der Nahrungsmittel- und Rohstoffexporte aus den Kolonien nicht zu, ebenso wenig zum Beispiel für altägyptische Mumien, die im muslimischen und koptischen Ägypten des 19. Jahrhunderts nicht – wie etwa eine afrikanische Maske – in lebendige kulturelle Praxis eingebettet waren.

Das Konzept der Kolonialware, will man es nicht folkloristisch auf den Zucker, Kakao und Palmölseife feilbietenden «Kolonialwarenladen» oder auf die erworbenen – und nicht geraubten – Objekte in ethnologischen Museen reduzieren, hat es also in

27 Ernst Friedrich: Geographie des Welthandels und Weltverkehrs, Jena 1911, S. 51.

28 Michael Geistbeck: Der Weltverkehr. Schiffahrt und Eisenbahnen, Post und Telegraphie in ihrer Entwicklung dargestellt, 2. Aufl., Freiburg i. Br. 1895, S. 526.

29 Julia Tischler: Agriculture, in: Stefano Bellucci / Andreas Eckert (Hg.): General Labour History of Africa: Workers, Employers and Governments, 20th-21st Centuries, Woodbridge 2019, S. 119–149, hier S. 122f.

30 Sidney Littlefield Kasfir: African Art and the Colonial Encounter. Inventing a Global Commodity, Bloomington,IN 2007.

sich.[31] Vor einer definitorischen Festlegung lässt sich für das 19. Jahrhundert so viel sagen: Am Ende des Jahrhunderts war die Zeit auratischer Genussmittel aus geheimnisvollen Ländern, die fast niemand aus eigenem Augenschein kannte, längst vorüber.[32] Nicht nur die britischen Inseln, sondern auch die später in die Industrialisierungsphase eingetretenen Länder Mitteleuropas waren in ihrer Nahrungsmittelversorgung schon lange nicht mehr autark. Viele Güter des täglichen Bedarfs, allen voran Getreide, wurden aus Übersee oder osteuropäischen Kornkammern importiert, ohne mit dem Glanz oder Schrecken der Kolonialware behaftet zu sein. Kaum jemand in Deutschland dürfte um 1900 kanadischen Weizen, australische Wolle oder Bettfedern aus China – damals ein wichtiges Exportgut dieses noch vorindustriellen Landes – als Kolonialwaren kategorisiert haben. Zahlreiche industrielle Rohstoffe waren exotikfreie und uncharismatische Substanzen, deshalb auch ohne Reiz für die Kulturgeschichtsschreibung. Wer interessierte sich damals, wer interessiert sich heute dafür, dass die deutsche Lederindustrie auf Akazien-Gerbrinde aus Südafrika und Madagaskar angewiesen war?[33] «Unsichtbare» Kolonialwaren wie Vogelmist (Guano) aus dem nichtkolonialen Peru, Salpeter aus der Republik Chile oder Jute aus Britisch-Indien waren volkswirtschaftlich bei weitem bedeutender als die wenigen glamourösen Fernimporte wie Elfenbein für Klaviertasten und Billardkugeln oder Straußenfedern für die Damenmode. Am Ende des Jahrhunderts war der Zauber des Exotischen wenn nicht verflogen, so doch erschöpft, oder vielmehr: er hatte sich von der Kulinarik hin zu visuellen Eindrücken in Museen, Völkerschauen, Zoos und der gelegentlichen Welt- oder Kolonialausstellung verschoben. Auf den Märkten des reifen Kapitalismus galten neue Maßstäbe. «What mattered now», schreibt Frank Trentmann in seiner großen Geschichte des Konsumierens, «was cheapness, not origin.»[34]

31 Zu den Ambivalenzen von Aneignung grundsätzlich wichtig: Justin M. Jacobs: The Compensations of Plunder: How China Lost Its Treasures, Chicago 2020. Vgl. auch die Rezension in dieser Ausgabe von Lilla Russel-Smith.

32 Wolfgang Schivelbusch: Das Paradies, der Geschmack und die Vernunft. Eine Geschichte der Genußmittel, München 1980.

33 Statistisches Jahrbuch für das Deutsche Reich, Jg. 33, Berlin 1912, S. 206.

34 Frank Trentmann: Empire of Things: How We Became a World of Consumers. From the Fifteenth Century to the Twenty-first, London 2016, S. 163.

Jürgen Elvert

Das Netzwerk der Häfen

Im 15. Jahrhundert verfügten die Europäer über das notwendige geographische und navigatorische Wissen, um die Weltmeere zu erkunden. Vor allem waren die technischen Voraussetzungen für überseeische Entdeckungsfahrten gegeben. Diese Unternehmungen unterschieden sich von den vorangegangenen, eher zufälligen Kontakten einzelner Europäer mit nichteuropäischen Zivilisationen in aller Regel dadurch, dass ihnen ein – wenngleich wenig ausgefeilter – Plan zugrunde lag, der die Erlangung ökonomischer Vorteile, die Erweiterung politischer Einflusssphären und schließlich auch die Fortsetzung des Kampfes gegen die Ausbreitung des Islams vorsah. Infolgedessen überzogen die Europäer die Welt mit einem dichten Netz von maritimen Handels- und Verkehrswegen zum Transport von Menschen, Gütern und Informationen. Über dieses Netz wurden europäische rechtliche Normen und moralische Werte in alle Teile der Welt transferiert, was die weitere Entwicklung der davon betroffenen Regionen nachhaltig bis in die Gegenwart beeinflusste. So wurden Eroberungen in Übersee üblicherweise nach europäischem Vorbild gestaltet. Das betraf nicht nur die räumliche Ordnung der unterworfenen oder neu gegründeten Siedlungen und Städte, sondern bezog sich auch auf das geltende Recht und die christlich geprägten moralischen Maßstäbe, im Guten wie im Bösen.

Europäische Häfen als Knotenpunkte eines weltweiten Handelsnetzes

Eine zentrale Voraussetzung für die europäischen Erkundungsfahrten in den Atlantik, Indik und Pazifik im 16. Jahrhundert war das vergleichsweise gut ausgebaute Netz von Hafenstädten, das sich seit der Antike in Europa entwickelt hatte. Europäische Seefahrer und Kaufleute hatten jahrhundertelang die meisten europäischen Küstenlinien und -regionen erkundet und vermessen. Durch gezielte Beobachtung natürlicher Verhältnisse oder durch Nutzung von eigens zu diesem Zweck entwickelten Instrumenten hatten sie gelernt, sich in unbekannten Gewässern zurechtzufinden und zu bewegen. Überdies entwickelten sie neue Techniken zum Bau von Schiffen, die so groß und stabil waren, dass sie den Herausforderungen von langen Überseereisen standhalten konnten. In diesem Zusammenhang dürfen auch die mit der

Hanse gewachsene Infrastruktur sowie die im Rahmen des Hansehandels erworbenen nautischen, logistischen, ökonomischen und administrativen Kenntnisse und Kompetenzen der Akteure nicht unterschätzt werden. Hilfreich war ferner das Geflecht von Handelshäfen mit entsprechend ausgebauter Hafenlogistik und ebenso erfahrenem Personal entlang der europäischen Küsten, schließlich waren die Seehandelsbeziehungen zwischen den Hafenstädten der Hanse und dem Mittelmeerraum gut und eng. Nicht zuletzt war im Laufe der Zeit ein dichtes Netz geschäftlicher und persönlicher Beziehungen zwischen den Handelshäusern im Hanseraum, in Portugal, Spanien und dem weiteren Mittelmeerraum entstanden.

Dieses europäische Seehandelsnetz bildete um 1500 eines von weltweit fünf Fernhandelsnetzen, von denen drei bereits miteinander verknüpft waren. Neben dem europäischen gab es ein vorwiegend über Land verlaufendes transasiatisch-mongolisches Handelsnetz, auf dem Waren von der Westküste des Pazifiks über Land bis an die Ostküste des Mittelmeers gelangten, von wo die Güter dann auf Schiffen, die zumeist unter der Flagge italienischer Seerepubliken fuhren, übernommen und weiter nach Europa transportiert wurden. Daneben bestand ein land- und seegestütztes arabisches Handelsnetz, das übers Meer die Küsten des Indischen Ozeans von der Straße von Malakka im Osten bis zur südostafrikanischen Küste im Westen miteinander verband, den Persischen Golf und das Rote Meer einschloss, zu Land den afrikanischen Kontinent nördlich des Äquators bediente und in der Levante mit dem europäischen Seehandelsnetz verbunden war. Die Schiffe der italienischen Seerepubliken hatten schon im Mittelalter das europäische mit dem transasiatisch-mongolischen und dem arabischen Fernhandelsnetz verknüpft. Den Wohlstand, zu dem Venedig, aber auch Amalfi, Genua und Pisa dadurch gelangten, verdankten sie vor allem ihrer Monopolstellung im östlichen Mittelmeerraum, wo sie – nur gelegentlich von Piraten gestört – lange Zeit dafür sorgten, dass die von den europäischen Notabeln so begehrten «Schätze des Orients» in möglichst großen Mengen ins Abendland gelangten. Mit dem Vordringen des Islams im Verlauf des 15. Jahrhunderts wurde diese Monopolstellung allerdings zunehmend gefährdet. Im Schatten dieses

Konflikts wuchs Portugal im Westen des Kontinents zu einem ernsthaften Konkurrenten der Italiener heran, da es den Seeweg um das Kap der Guten Hoffnung jahrzehntelang als Monopolist bediente und damit die Grundlage für den Aufstieg Lissabons zum lange Zeit führenden europäischen Fernhandelshafen schuf. Zwei weitere Fernhandelsnetze existierten auf dem amerikanischen Kontinent, und zwar ein mittelamerikanisch-aztekisches nördlich des Äquators sowie ein von den Inka genutztes Handelsnetz im Andenraum südlich davon entlang der südamerikanischen Westküste. Diese beiden Netze waren autonom und dienten ausschließlich der Versorgung der indigenen Bevölkerung.

Im 16. Jahrhundert war das europäische Handelsnetz einzigartig in seiner Dynamik. Das ist unter anderem auf die vergleichsweise große Mobilität und gute Ausbildung der Europäer jener Zeit zurückzuführen. Auf dieser Grundlage entwickelte sich das dichte europaweite Kommunikationsnetz, über das die kulturelle und wirtschaftliche Heterogenität der europäischen Staatenwelt, in der die vielen Stadtstaaten, Fürstentümer, Bistümer und Königreiche, die untereinander in einem ständigen Wettbewerb standen, ausgeglichen werden konnte. Dieser Ausgleich wiederum begünstigte die Entwicklung hin zur europäischen Moderne und schuf die Voraussetzungen für die erfolgreichen Vorstöße über die Grenzen Europas hinaus.[1]

Antwerpen als Zentrum der Weltwirtschaft im 16. Jahrhundert

Um den reibungslosen Umschlag der Schiffsladungen aus Übersee nach Europa und umgekehrt der europäischen Güter nach Übersee zu gewährleisten, bedurfte es eines dichten Netzes leistungsfähiger Häfen. Hier fanden die europäischen Schiffseigner seit dem Mittelalter eine vergleichsweise gut ausgebaute Infrastruktur vor, die kontinuierlich erweitert worden war. Die im Verlauf des 16. Jahrhunderts wachsenden Warenströme stimulierten die Entwicklung solcher Häfen zusätzlich. Besonders niederländische Häfen profitierten von dieser Entwicklung, daher werden Antwerpen und Amsterdam im Folgenden besonders ausführlich zu betrachten sein. Ihre Bedeutung erklärt sich mit

1 Siehe dazu http://ieg-ego.eu/de/threads/europaeische-netzwerke/wirtschaftliche-netzwerke#Handelsnetzwerke [22.7.2020].

ihrer günstigen geographischen Lage etwa auf halber Strecke zwischen den nordost- und nordwesteuropäischen Häfen und denen der Iberischen Halbinsel sowie Südeuropas, also an einer der wichtigsten Seehandelsrouten des ausgehenden Mittelalters und der Frühen Neuzeit. Hier trafen Schiffer, die sich auf den Seehandel mit nordwest- und nordosteuropäischen Häfen spezialisiert hatten, auf Kollegen, die im Mittelmeerhandel tätig waren. Antwerpen konnte sich deshalb in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts zum wichtigsten Umschlagplatz für oberdeutsche Kaufleute wie die Fugger, Welser oder Hochstetter entwickeln, die dort eigene Niederlassungen errichteten, über die sie die Abwicklung ihrer Im- und Exportgeschäfte erledigten. Anfangs ging es ihnen um den Export von mitteleuropäischen Edelmetallen, vornehmlich Silber, später vor allem um Teilhabe am boomenden Gewürzhandel. Schätzungen haben ergeben, dass etwa die Hälfte aller im Verlauf des 16. Jahrhunderts über Antwerpen eingeführten Importe in das Alte Reich weitertransportiert wurden, während der Anteil aus dem Reich stammender Exportgüter nur bei etwa 20 Prozent lag.[2] Die für Mittel- und Süddeutschland bestimmten oder von dort stammenden Waren wurden über den Rhein von und nach Antwerpen transportiert, wobei Köln als Stapel- und Umschlagplatz eine besondere Rolle zukam. Für die Handelsbeziehungen mit Norddeutschland und dem Ostseeraum wurde die traditionsreiche Hansestadt Hamburg wichtig, die dadurch den Niedergang der Hanse abfedern und sich im Laufe der folgenden Jahrhunderte zum bedeutendsten deutschen Seehafen und zum Tor für den Atlantik- und Überseehandel weiterentwickeln konnte. Dazu trug auch bei, dass während des niederländischen Aufstands gegen die spanische Krone viele flämische Kaufleute aus Antwerpen flüchteten und sich in Hamburg niederließen.[3]

Der Aufstieg Antwerpens im 16. Jahrhundert erfolgte jedoch keineswegs nur infolge der Bedeutung des Hafens als Umschlagplatz. Hatten anfangs hauptsächlich portugiesische Kaufleute ihre Gewürze und andere Exotika über Antwerpen nach ganz Europa vertrieben, ließen sich in den folgenden Jahrzehnten Kaufleute aus ganz Europa in der Scheldestadt nieder und wickelten von dort ihre Seehandelsgeschäfte ab. Das trug entscheidend

2 Donald James Harreld: High Germans in the Low Countries. German Merchants and Commerce in Golden Age Antwerp (The Northern World 14), Boston 2004, S. 239.

3 Ebd.

dazu bei, dass Antwerpen in der Mitte des 16. Jahrhunderts zum Zentrum der damaligen Weltwirtschaft aufstieg, wo sich allmählich ein europaweit agierendes Finanz- und Handelswesen herausbildete. Von der Schelde wurden über den Atlantik die wichtigsten Häfen der Iberischen Halbinsel und des Mittelmeers angelaufen. Dort endete zudem eine der großen transeuropäischen Landhandelsrouten, die Antwerpen mit Mittel- und Süddeutschland sowie der italienischen Halbinsel verband. Über den Ärmelkanal gelangte man in kurzer Zeit nach England oder weiter die Nordsee hinauf bis nach Skagen, von wo die Seehandelsroute durch den Öresund in die Ostsee führte.[4]

So lag Antwerpen gewissermaßen auch am Schnittpunkt eines weltumspannenden Handelsnetzwerks: Pfeffer traf aus Asien und Silber aus Amerika ein, während Güter aus dem Ostseeraum durch den Öresund und Produkte aus dem Mittelmeerraum über den transkontinentalen Handelsweg in die Stadt gelangten.[5] In Hafennähe entstand eine ganz eigene industrielle Infrastruktur, die sich auf die Weiterverarbeitung von eingeführten Waren spezialisierte. Das waren etwa Betriebe, in denen englische Tuche endverarbeitet wurden, andere verlegten sich auf das Abpacken von Gewürzen oder die Raffinade von Zucker und Salz. Etwa zwei Drittel der weiterverarbeiteten Güter wurden in das Alte Reich geliefert, das im 16. Jahrhundert über keinen Seehafen verfügte, dessen Leistungsfähigkeit auch nur annähernd dem Antwerpens gleichkam. Die Erfolgsgeschichte der Stadt endete mit dem Ausbruch des Spanisch-Niederländischen Krieges. Spätestens 1585, nach der Rückeroberung Antwerpens durch die Spanier und der Schließung der Schelde für den Handelsverkehr, kam das Handels- und Finanzgeschäft der Stadt weitgehend zum Erliegen.[6] Etwa zwei Drittel der ursprünglich rund 100 000 Einwohner flüchteten aus der Stadt, die meisten nach Norden in den von Spanien unabhängigen Teil der Niederlande, wo sie zu einer beträchtlichen Stärkung der Wirtschaftskraft beitrugen.[7] Für die Wirtschaft des Alten Reiches bedeutete die Eroberung Antwerpens durch spanische Truppen einen deutlich spürbaren Einschnitt, für die Stadt markierte sie das Ende einer langen Blütezeit.

4 Artur Attman: Dutch Enterprise in the World Bullion Trade 1550–1800, Uppsala 1983, S. 230.

5 Rolf Walter: Geschichte der Weltwirtschaft. Eine Einführung, Köln 2006, S. 120.

6 Reinhard Wendt: Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Europa und die Welt seit 1500, Paderborn 2007, S. 114.

7 Ebd.

Amsterdam als maritimes Kompetenzzentrum

An ihre Stelle trat Amsterdam – der bedeutendste Hafen der von Spanien unabhängigen Sieben Vereinigten Provinzen. Im Gegensatz zu Antwerpen, wo die europäischen Kaufleute jahrzehntelang das Geschehen bestimmt hatten, ohne dass sich das städtische Patriziat sonderlich um die Stadtentwicklung gekümmert hätte, wurde Amsterdam von den politischen und wirtschaftlichen Eliten des neu entstandenen Staates gezielt zu einer europäischen Wirtschaftsmetropole ausgebaut. Als vorteilhaft erwies sich dabei wiederum die zentrale Lage der Stadt, wo sich fast alle wichtigen europäischen See- und Landhandelsrouten kreuzten. Überdies war hier – genauer: im Zaanstreek nördlich von Amsterdam – im Laufe des 16. Jahrhunderts das Zentrum des niederländischen Schiffbaus entstanden. Darüber hinaus wurde Amsterdam zum Zentrum einer systematisch kommerzialisierten Landwirtschaft, die den Bedarf der vergleichsweise großen Bevölkerung der Vereinigten Niederlande weitgehend decken und die Abhängigkeit von Lebensmittelimporten aus anderen Teilen Europas möglichst gering halten sollte. Aufgrund der topographischen Besonderheiten und der Bodenbeschaffenheit gelang die Selbstversorgung vor allem in der Weidewirtschaft. Milch und Milchprodukte wurden sogar in so großen Mengen produziert, dass einiges in den Export ging. Beim Getreide blieben die Niederlande hingegen weiterhin auf Importe angewiesen,[8] die freilich zumeist auf niederländischen Schiffen eintrafen, so dass auch bei den Getreideimporten wenigstens ein Teil der Wertschöpfungskette dem Land selbst zugutekam. Die niederländischen Schiffer konnten im Spätsommer und Herbst im Ostseeraum Getreide laden und in den europäischen Süden transportieren, wo es sehr begehrt war und gute Preise erzielte. Üblicherweise hielten sie sich dann in den kalten Monaten des Jahres in den eisfreien Regionen im Süden Europas auf, wo sie Salz oder Wein luden und damit Waren, die wiederum in den Niederlanden und Nordeuropa stark nachgefragt waren.[9] Oft bewegten sie sich auf diesen Handelsrouten, ohne ihre niederländischen Heimathäfen anzulaufen. Damit begründeten sie ein Bewegungsmuster, das als *voorbijlandvaert* bekannt werden sollte und bedeutete, dass die niederländischen Schiffe, von Norden

8 Walter: Geschichte der Weltwirtschaft, S. 143f.

9 Dazu Jan Luiten van Zanden/Milja van Tielhof: Roots of growth and productivity change in Dutch shipping industry, 1500–1800, in: Explorations in Economic History 46 (2009), S. 389–403, hier S. 391.

kommend, an den Niederlanden vorbei ohne Zwischenaufenthalt direkt weiter nach Süden segelten.

Die Ursprünge der *voorbijlandvaert* sind nicht genau bekannt, überliefert sind Fahrten niederländischer Salzschiffe von Frankreich in den Ostseeraum bereits für das 15. Jahrhundert, wohingegen Getreidetransporte aus dem Baltikum nach Spanien und Portugal noch um 1530 von Zeitgenossen als ein vergleichsweise neues Phänomen bezeichnet wurden.[10] Unter Ausnutzung ihrer günstigen geographischen Lage und des damit verbundenen Wettbewerbsvorteils gegenüber Schiffseignern aus anderen, weniger zentral gelegenen europäischen Hafenstädten konnten die niederländischen Schiffseigner sich also gewissermaßen im «Windschatten» der Hanse unter Nutzung der hanseatischen Seeverkehrswege und Handelsbeziehungen im Verlauf des 16. Jahrhunderts zu den führenden Transporteuren der Alten Welt entwickeln. Zugleich legten sie damit den Kapitalgrundstock für das niederländische *Gouden Eeuw*, das «Goldene Zeitalter» des 17. Jahrhunderts. Die Tradition der *voorbijlandvaert* erklärt im Übrigen auch, warum sich Amsterdam in diesen Jahrzehnten weniger zu einem Stapelplatz entwickelte, wo Waren gelagert oder umgeschlagen wurden, als vielmehr zu einem maritimen Kompetenzzentrum, wo die Verwaltungszentralen der Schiffseigner ansässig waren und sich allmählich ein veritabler maritimer Servicesektor herausbildete. Von hier aus wurden nicht nur die Schiffe dirigiert, sondern es entstand auch ein auf den Seefernhandel spezialisiertes Banken- und Versicherungswesen.

Ein weiterer Aspekt der *voorbijlandvaert* bezieht sich auf die signifikante Produktivitätssteigerung des niederländischen Seehandels und damit auf ein Novum im europäischen Seefernhandel insgesamt. Lange Zeit hatten Fahrten ohne Ladung, also unter Ballast, die Produktivität des Seehandels stark eingeschränkt. Schiffe, die unter Ballast oder nur mit geringer Beiladung in skandinavische Häfen einliefen, um Holz zu laden oder in englischen Häfen Kohle an Bord zu nehmen, waren ein vertrautes Bild. Das hieß aber, dass die Transportkosten und – damit direkt verbunden – die Preise der Waren selber entsprechend hoch waren. Als mit der *voorbijlandvaert* die Transportkosten der Güter durch die Vermeidung von Ballastfahrten gesenkt wurden, verringerten

10 Ebd.

11 Ebd., S. 391.

12 Ebd., S. 390.

13 Ebd., S. 391f.

14 Michael North: Zwischen Hafen und Horizont. Weltgeschichte der Meere, München 2016, S. 122.

Abb. 1
Rückkehr der Schiffe «Overijssel», «Vriesland», «Mauritius» und «Hollandia» von der indischen Handelsexpedition nach Amsterdam. Gemälde von Andries van Eertvelt, 1599.

sich auch deren Marktpreise, was sich unmittelbar in einer Erhöhung der Nachfrage niederschlug und den Bedarf an Transportraum wachsen ließ.[11] Auch darauf konnten die Niederländer angemessen reagieren, hatten sie doch seit Ende des 15. Jahrhunderts das Design ihrer Schiffe permanent verbessert.[12] Jede Schiffsgeneration, die im Verlauf des 16. Jahrhunderts in niederländischen Werften auf Kiel gelegt wurde, verfügte über bessere Segel- und Transporteigenschaften. Am Ende dieses etwa hundertjährigen Entwicklungsprozesses stand schließlich mit der Fleute das seinerzeit wohl modernste und leistungsfähigste Frachtschiff der Welt.[13] In Zaanstreek konnte es in vergleichsweise großer Stückzahl unter dem Einsatz neuester Fertigungstechniken gebaut werden. Mit ihren neuen Schiffstypen, neuen Handelspraktiken wie dem Kommissionshandel und neuen Zahlungsformen wie dem bargeldlosen Zahlungsverkehr konnten sich die Niederlande in wenigen Jahrzehnten zur führenden europäischen Handelsnation entwickeln.[14]

Der Fall Amsterdam zeigt, dass mit Wettbewerbsfähigkeit nicht nur die Überlegenheit der europäischen Akteure im Indischen Ozean und in Amerika erklärt werden kann, sondern auch die innereuropäischen Verhältnisse und Entwicklungen. So konnten die spanischen und portugiesischen Akteure im Zuge der ersten, also der iberischen Expansionswelle, aufgrund von Wettbewerbsvorteilen zwar den *Estado da Índia* aufbauen und den transatlantischen Seehandel zwischen der Alten und der Neuen Welt dominieren. Doch dann gerieten beide Monarchien an die Grenzen ihrer Handlungsfähigkeit, und das führte zum Verlust der Kontrolle über die innereuropäischen Entwicklungen. Nachteilig wirkte sich auch aus, dass beide Expansionsräume, also der portugiesische im Osten und der spanische im Westen, strikter staatlicher Kontrolle unterlagen, ausgeübt durch die *Casa da Índia* in Lissabon beziehungsweise die *Casa de Contratación* in Sevilla. Das vorrangige Interesse beider Kronen war es, möglichst großen wirtschaftlichen Nutzen aus ihren Einflusssphären zu ziehen. Auch wenn mangels ausreichender staatlicher Finanzmittel in beiden Fällen in großem Umfang auf privates Kapital beim Aufbau des Handelsnetzes im Indischen Ozean beziehungsweise der Errichtung des spanischen Kolonialreichs in Amerika zurückgegriffen werden musste, unterlag der Kapitaleinsatz zumindest nominell strikter staatlicher Kontrolle. Zwar haben beide Länder eine Zeitlang durchaus erheblichen ökonomischen Nutzen aus ihren jeweiligen Einflusssphären gezogen, doch die wirtschaftliche Dynamik des Überseehandels konnte sich unter der staatlichen Kontrolle und Lenkung nicht in dem Maße entfalten, wie es in einem weniger regulierten System möglich gewesen wäre.[15] Überdies verhinderte die Fokussierung auf die jeweiligen Überseeverbindungen die Einbindung in das innereuropäische Seehandelsnetz, das gerade im 16. Jahrhundert erhebliche Veränderungen und Modernisierungsprozesse durchlief.

15 Vgl. dazu Pieter Emmer: The Organisation of Global Trade: the Monopoly Companies, 1600–1800, in: European Review, 22/1 (2014), S. 106–115, hier S. 106f.

Hafenstädte als Laboratorien der europäischen Moderne

Mit dem Überseehandel entwickelte sich zunächst in Lissabon, später auch in portugiesischen Handelsniederlassungen anderswo in Europa ein ebenso schwunghafter wie lukrativer Tier- und

Mirabilienhandel, an dem sich portugiesische *feitores* beteiligten und ebenso Kaufleute aus anderen Teilen Europas. Wurden die Tiere und sonstigen Güter anfangs hauptsächlich über Portugal und Mittelmeerhäfen wie Marseille eingeführt, wuchs im Verlauf des 16. Jahrhunderts die Bedeutung der Atlantik- und Nordseehäfen für diese Form des Warenumschlags. Neben Amsterdam entwickelten sich besonders London und Lorient zu bedeutsamen Handelsplätzen für Exotika.[16] Von hier aus wurden die Importe aus Übersee an Empfänger in ganz Europa geliefert. Dabei dienten kleinere Tiere wie Papageien oder Affen vorwiegend dem wohlhabenden Bürgertum als prestigeträchtiger Nachweis ihres Wohlstands und ihrer Weltläufigkeit, während größere Tiere wie Elefanten und Nashörner als Statussymbole des Hochadels begehrt waren. Nicht selten wurde das Sammeln von Exotika zum Anlass genommen, um Kunst- oder Wunderkammern beziehungsweise Menagerien einzurichten. Diese vermittelten den staunenden Untertanen einen Eindruck von der Macht des jeweiligen Fürsten und ermöglichten darüber hinaus einen ersten Kontakt mit der Fauna und Flora, die jenseits der Grenzen des europäischen Kontinents existierten.[17] Es ist daher zu vermuten, dass manche Abenteurer, die seit dem 16. Jahrhundert in die Welt hinaussegelten, erst durch den Besuch eines solchen Kabinetts oder durch Berichte über die merkwürdigen Exponate in derlei Einrichtungen auf die Idee kamen, ihr Glück in anderen Teilen der Welt zu suchen

Der Import von Nutzpflanzen sorgte nicht nur für eine Veränderung der Ernährungs- und Konsumgewohnheiten in Europa, sondern auch für eine nachhaltig veränderte europäische Kulturlandschaft insgesamt. Man denke in diesem Zusammenhang an die verschiedenen Formen des Orientalismus als Modeerscheinung oder an die Entwicklung der europäischen Tee- und Kaffeehauskultur. Die Entwicklung der europäischen Wissenschaftslandschaft und damit letztlich auch der europäischen Zivilisation der Moderne insgesamt ist stark beeinflusst – wenn nicht geprägt – von dem Wunsch, ja der Notwendigkeit, die zahlreichen neuen, infolge der Begegnungen mit dem nichteuropäischen «anderen» nach Europa gelangten Informationen zu verstehen. Dies betrifft die Ausdifferenzierungen der Wissenschaften in Europa ebenso

16 Eric Baratay/Elisabeth HardouinFugier: Zoo. Von der Menagerie zum Tierpark, Berlin 2000, S. 18.

17 Ebd.

wie die Aufnahme bestimmter nichteuropäischer Stilelemente in die neuzeitliche europäische Malerei und Architektur.

Die bedeutenden europäischen Hafenstädte der Frühen Neuzeit waren also nicht nur Umschlagplätze von Menschen und Gütern, sondern auch Zentren maritimen Wissens über Schiffbau und Seefahrt und die damit verbundenen Voraussetzungen und Folgen. Es waren die Orte, in denen Informationen aus dem Hinterland gesammelt wurden, wo man sie diskutierte, gegebenenfalls modifizierte oder transformierte, bevor sie dann in alle Teile der Welt verbreitet wurden. Umgekehrt trafen Informationen aus Übersee zunächst in den europäischen Hafenstädten ein, wo sie ausgewertet wurden und schon erste Wirkung entfalten konnten, bevor sie ins Hinterland gelangten. So lässt sich am Beispiel von Hafenstädten die Verbindung von Kommunikation, Wissenszirkulierung und Innovationsprozessen, die Rahmenbedingungen und Voraussetzungen für Modernisierungen darstellen, exemplarisch beleuchten. Die typische hafenstädtische Infra- und Sozialstruktur, die sich mit der europäischen Moderne herausgebildet hat, bietet nach wie vor den am besten geeigneten Rahmen für den Umschlag von Gütern, und so profitieren diese Orte noch immer von ihrer Rolle als Knotenpunkt. Hafenstädte müssen weltoffen angelegt sein. Diese Weltoffenheit spiegelt sich im Verhalten der hafenstädtischen Bevölkerung, deren Bereitschaft, sich auf Neues einzulassen und dieses in vorhandene Strukturen, Denk- und Verhaltensmuster zu integrieren, in der Regel ausgeprägter ist als im Hinterland. Nicht von ungefähr haben sich in der Geschichte vor allem Hafenstädte immer wieder als Keimzellen intellektueller und kultureller Avantgarden erwiesen. Die Interaktion zwischen europäischen Mächten im Zuge der europäischen Expansion nach Übersee ebenso wie die zwischen Europa und der außereuropäischen Welt erscheint somit als eine Art Dialog, durch den die Gestalt der Welt ebenso geformt und geprägt wurde wie die Europas und der auf diese Weise Europa und die Welt in ein neues Verhältnis zueinander stellte, ja einander näherbrachte. Die moderne Schifffahrt machte es möglich, die getrennten Erdteile über das Meer zu vernetzen und das Schicksal der auf ihnen lebenden Menschen miteinander zu verknüpfen. In diesem globalen Netzwerk bildeten und bilden

Hafenstädte die Knotenpunkte, ohne die das Netzwerk nicht funktioniert hätte und nicht funktionieren würde. Die Hafenstädte, in denen die Wechselwirkungen zwischen Europa und der Welt zuerst, unmittelbar und ungefiltert ihre ganze Dynamik entfalten konnten, wurden somit gewissermaßen zu Laboratorien der europäischen Moderne, weil in ihnen – bildlich gesprochen – großangelegte Experimente stattfanden, welche die Entwicklung auch der Gesellschaften im Hinterland des Kontinents stark und nachhaltig beeinflussten.

Bildnachweis:
Abb. 1: © Bridgeman Images.

Reinhard Wendt

Die Verzuckerung der Welt

Elegant spannt sich die Hohenzollernbrücke in Köln über den Rhein. Sie führt auf den Dom zu, dessen Türme in einen blauen Himmel ragen. Wie mit Kondensstreifen gemalt schweben über ihnen als Logo der Firma Pfeifer & Langen zwei Zuckerhüte in einem Kreis, die ihre Form aufgreifen. Domturm und Zuckerhut gehören zusammen, will uns das Werbebild sagen, Markenprodukte wie «Kölner Zucker» sind Teil der Stadt, etwas Singuläres wie der Dom, etwas, das Köln unverwechselbar macht. Diese Kombination wurde zum Markenzeichen der Firma und schenkte ihr gleichzeitig ein «Merkzeichen» mit großer Suggestivkraft und hohem Wiedererkennungswert.

Bis Zuckerhüte und Dom in wortlosem visuellen Zusammenspiel signalisieren konnten, dass sie zur Substanz Kölns gehören, war ein langer Weg zurückzulegen. Er begann in Südostasien, wo die botanische Heimat des Zuckerrohrs liegt, dessen Saft bis ins 19. Jahrhundert die Süße lieferte, nach der die Welt und besonders Europa verlangte. Auf diesem Weg lagen Kolonialismus, Sklaverei und die Substitution von Zuckerrohr durch Zuckerrüben, die auch in den kühleren, heimatlichen Regionen gediehen, in der Kölner Bucht beispielsweise. Zucker wurde von einem elitären Luxusgut zu einem Grundnahrungsmittel und zum wichtigsten Süßstoff der Menschheit. Das Verlangen nach Süße veränderte die Welt ökologisch, ökonomisch, ethnisch und kulturell. Es verband Regionen und Kontinente über die Ozeane hinweg, verflocht ihre Geschichten und verknüpfte das Lokale mit dem Globalen.[1] Davon handeln die fünf Szenarien, die auf den folgenden Seiten beschrieben werden.

Transfer des Zuckerrohrs und ökologischer Wandel

Aus Südostasien verbreitete sich das Zuckerrohr ostwärts Richtung Pazifik und nach Westen über Indien und Persien in den Mittelmeerraum. Araber brachten es auf die Iberische Halbinsel und nach Sizilien. Von ihnen lernten Europäer, es anzubauen und Zucker zu produzieren. Die Süße war begehrt, aber um sie in größerem Maßstab zu erzeugen, war es in Europa nicht warm und nicht feucht genug. Außerdem fehlte ausreichend bestellbarer Boden. Die Suche nach geeigneten Produktionsstandorten zählte deshalb zu den wesentlichen Motiven, die Portugiesen und Spa-

1 Vgl. Edmund O. von Lippmann: Geschichte des Zuckers, Berlin [2]1929, Neudruck 1970; Christoph Maria Merki: Zucker, in: Thomas Hengartner (Hg.): Genussmittel. Ein kulturgeschichtliches Handbuch, Frankfurt/M. 1999, S. 231–256; Sidney W. Mintz: Die süße Macht. Kulturgeschichte des Zuckers, Frankfurt/M. [2]2007; Norbert Ortmayr: Kulturpflanzen. Transfers und Ausbreitungen im 18. Jahrhundert, in: Margarete Grandner/Andres Komlosy (Hg.): Vom Weltgeist beseelt. Globalgeschichte 1700–1815, Wien 2004, S. 73–101.

Abb. 1
Der Dom der Zuckerhüte. Werbeanzeige der Kölner Firma «Pfeifer & Langen».

nier dazu brachten, seit dem 15. Jahrhundert die Grenzen Europas zu überschreiten.

Nun beschleunigte sich der Transfer der Pflanze in bis dahin ungekanntem Maß. Immer neue Regionen wurden für den Anbau von Zuckerrohr erschlossen. Was wir heute «Globalisierung» nennen, warf seine Schatten voraus. Zuerst waren es die Inseln im Atlantik vor der afrikanischen Küste von den Kanaren über Madeira bis in den Süden nach São Tomé im Golf von Guinea, auf denen Zuckerrohrpflanzungen etabliert wurden, dann folgten jenseits des Atlantiks, wo die Bedingungen klimatisch noch günstiger waren, Brasilien und die Karibik.

In den europäischen Kriegen der Frühen Neuzeit gehörten die Kolonien und ihre natürlichen Ressourcen zu den Prämien, um die gefochten wurde. Pernambuco und Bahia im portugiesischen Brasilien, die zunächst wichtigsten Produktionsgebiete, wurden abgelöst von Surinam und Curaçao, beides niederländisch; dann folgten als Marktführer britische Inseln wie Barbados und Jamaika sowie das französische Saint-Domingue. Die Niederländer entwickelten außerdem Java zu einem neuen Standort, die Engländer das südafrikanische Natal, das australische Queensland

und das pazifische Fiji, die Franzosen Louisiana, Réunion und Mauritius, die Spanier die Philippinen und Kuba und die USA Hawai'i.

Intensiver und großflächiger Anbau von Zuckerrohr bedeutete Raubbau an der Natur. Vegetation musste gerodet werden, um Pflanzungen anzulegen. Um die Kessel zu befeuern, in denen der Zuckerrohrsaft eingedickt wurde, brauchte man Brennmaterial, das Wälder in der Umgebung lieferten, bis sie abgeholzt waren. Nun fehlte die Vegetation, die die Böden vor tropischen Regenfällen schützte und sie auf natürliche Weise düngte. Immer wieder musste neues Land urbar gemacht werden.

Nicht alle europäischen Länder besaßen Kolonien in den Tropen und Zuckerrohrpflanzungen. Doch auch für sie war die Süße unverzichtbar geworden. Aber sie wollten ihre Handelsbilanzen nicht mit teuren Importen belasten. Deshalb wurde beispielsweise in Preußen die Suche nach Alternativen staatlich gefördert.[2] Andreas Sigismund Marggraf fand 1747 heraus, dass auch Rüben den begehrten Süßstoff enthielten. Seinem Schüler Franz Carl Achard gelang es 1786 ein Verfahren zu entwickeln, um aus ihnen Zucker zu gewinnen. Doch Rübenzucker war nicht konkurrenzfähig. Die Politik musste ihn fördern. Da Frankreich durch eine Revolte auf Saint-Domingue und Niederlagen gegen England seine Produktionsstandorte für Rohrzucker weitgehend verloren hatte, setzte es nun auf Rüben. 1806 blockierte Napoleon das europäische Festland, um Importe von Waren wie Rohrzucker aus Großbritannien zu unterbinden und den Rivalen zu schwächen. Das kam der Rübenproduktion zugute. Doch als die Kontinentalsperre wieder aufgehoben werden musste, setzte sich Rohrzucker erneut durch, und in den deutschen Ländern waren es erst die Schutzgesetze des Zollvereins – und sehr viel später die Zuckermarktordnung der Europäischen Union –, die die Rüben auf dem Markt etablierten.

Der Anbau von Runkelrüben beschleunigte sich, und das hatte auch in Deutschland ökologische Folgen. In der Köln-Aachener Bucht beispielsweise sind heute 30% der Nutzfläche mit Rüben bestellt. In der nahen Zülpicher Börde hat sich eine monokulturelle Ackerlandschaft ausgebildet, für die sich der Name Rübensteppe oder -wüste eingebürgert hat.[3]

2 Herbert Pruns: Europa auf der Suche nach Zucker in einheimischen Kulturpflanzen, Berlin 2004.

3 https://www.zuelpicher-boerde.de/wp-content/uploads/2016/05/TOP5_LES_Zuelpicher_Boerde.pdf, S. 28 [13.6.2020].

Neue Produktionsweisen und Plantagenökonomie

Jahrtausendelang wurde Zucker kleinbäuerlich erzeugt. Für das fünfte Jahrhundert lassen sich in Persien erstmals größere Betriebe nachweisen, an denen sich Araber und dann auch Europäer orientierten.[4] Diese intensivierten den Kapitaleinsatz und vergrößerten die Anbauflächen. Plantagen entwickelten sich, landwirtschaftlich-gewerblich strukturiert, mit Feldern, Mühlen und Siedereien. Die Betriebsform bewährte sich auf Madeira und São Tomé und wurde wenig später in größeren Dimensionen in Brasilien praktiziert.

Da die Indígenas verdrängt wurden, stand dort Boden nahezu unbegrenzt zur Verfügung. Durch Zucht erhöhte man den Zuckergehalt des Rohres. Wasser- oder ochsengetriebene Mühlen pressten den Saft aus. Er wurde dann in einem komplizierten, nach und nach optimierten Prozess geklärt, in Kesseln erhitzt und eingedickt, bis er kristallisierte.

Diese Produktionsform kam auch auf den verschiedenen karibischen Inseln zum Einsatz. Dort nahmen die Betriebsgrößen weiter zu, die Mühlen wurden verbessert und die Siedeanlagen energieeffizienter konstruiert. So leitete man die heiße Luft einer Feuerstelle unter mehreren Kesseln hindurch. Aus Tahiti wurde eine Rohrzuckersorte eingeführt, die nicht nur mehr Süße enthielt, sondern auch dickere Stengel hatte. Die Reste, die beim Auspressen zurückblieben, ließen sich als Brennmaterial nutzen, was den Einschlag von Holz reduzierte. Achtete man auf die Lage der Mühlen, konnten sie mit Windkraft betrieben werden, so dass weniger Vieh benötigt wurde. Errungenschaften der Industrialisierung hielten Einzug, als – wie im 19. Jahrhundert auf Kuba – nicht mehr Ochsenkarren, sondern Eisenbahnen das geschnittene Rohr zu den Mühlen brachten und diese mit Dampfkraft arbeiteten.

Die Entwicklung von Unterentwicklung

Plantagen erzeugten neben Melasse, aus der Rum gewonnen wurde, lediglich einen etwas klebrigen, bräunlich-gelben Rohzucker. Erst europäische Raffinerien veredelten ihn. Sie lösten ihn wieder auf und kochten und filterten ihn so lange, bis reiner, weißer Zucker auskristallisierte. Ein neuer Gewerbezweig entstand

4 Jock H. Galloway: The Sugar Cane Industry – An Historical Geography from its Origin to 1914, Cambridge 1989.

in Europa, erst in den Wirtschaftszentren der kolonialen Mächte, in Antwerpen unter spanisch-portugiesischer Ägide, dann in Amsterdam und später in London und schließlich auch in Deutschland, etwa in Hamburg. Von den Raffinerien gingen Wachstumsimpulse auf andere Branchen aus. Sie benötigten technische Ausstattung und Gerätschaften bis hin zu den Formen aus Ton oder Eisenblech, in denen die gefilterte und verfeinerte Rohmasse in ein bis zwei Wochen zu Zuckerhüten erstarrte. Transportunternehmer, Großkaufleute, Zwischenhändler und Krämer vertrieben das süße Gut. In Deutschland wurde Köln zu einem wichtigen Umschlagplatz.

Gleichzeitig erzeugte und exportierte Europa beinahe alles, was für den Betrieb der Plantagen erforderlich war. Es lieferte die technischen Produktionsmittel von den Macheten zum Schlagen des Rohres über Werkzeuge aller Art bis zur Ausstattung der Mühlen. Selbst alltägliche Konsumgüter kamen aus dem Norden. Im Süden entwickelten sich parallel strukturelle Abhängigkeiten und Ungleichheiten. Mechanismen wie etwa die britische Zollgesetzgebung, die den Import raffinerten Zuckers hoch besteuerte, verstetigten diese Verhältnisse.[5] Da Zuckerrohr meist monokulturell angebaut wurde, verschärften sich die Probleme des Südens, wenn sich Konsumgewohnheiten des Nordens änderten, etwa Rüben- anstelle von Rohrzucker trat. Rüben wurden von Anfang an technisiert und mechanisiert verarbeitet. Erneut profitierten auch zuliefernde Branchen vom Wachstum der Zuckererzeugung, deren Wirkung auf die Industrialisierung Deutschlands häufig übersehen wird.[6]

Europa zog also doppelt Nutzen aus dem Verlangen nach Süße. Gelegentlich bündelten sich beide Dynamiken. Beispielhaft stehen dafür Solingen, die Kölner Bucht und der Metallwarenhändler Carl Joest.[7] Solingen ist bis heute für die Herstellung von Klingen aller Art weltbekannt. Im Laufe des 18. Jahrhunderts wurden Macheten in die Produktpalette aufgenommen. In vielen Plantagen Südamerikas schnitt man Zuckerrohr mit Solinger Haumessern. Für die Raffinerien wurden Formen aus Eisenblech hergestellt und für den individuellen Konsum an der Kaffeetafel kleine Zuckerzangen.

Auch Carl Joest exportierte Macheten nach Südamerika. Als

5 Michael Fahkri: Sugar and the Making of International Trade Law, Cambridge 2014; André Gunder Frank: Kapitalismus und Unterentwicklung in Lateinamerika, Frankfurt/M. 1969, S. 151–172; Peter Jackson/Neil Ward: The Moral Geographies of Sugar, in: Alexander Nützenadel/Frank Trentmann (Hg.): Food and Globalization, Oxford/New York 2008, S. 235–252.

6 Merki: Zucker, S. 241, S. 243.

7 Ralf Rogge: Der Zucker und die Solinger Kaufleute Schimmelbusch und Joest (1780-1840), in: Zeitschrift des Bergischen Geschichtsvereins 102 (2010), S. 23–43.

Bezahlung für seine Ware oder als Rückfracht auf eigene Kosten importierte er Rohzucker, den er zunächst an Raffinerien in den Niederlanden und in England verkaufte. 1831 gründete er mit Johann Jakob Langen in Köln eine eigene Rohrzucker-Siederei. Die Formen für die Zuckerhüte bezog sie aus Solingen. 1839 war die Raffinerie die wichtigste in Preußen geworden. Joest zog sich aus dem Metallwarenhandel zurück, widmete sich ganz dem Zuckergeschäft und ließ sich in Köln nieder. Bei seinem Tod 1848 war er wichtigster Steuerzahler der Stadt. Als es mit der Gründung des Zollvereins wieder lukrativ zu werden versprach, Zucker aus Rüben zu gewinnen, hatte sich Joest bereits mit dem Kölner Emil Pfeifer zusammengetan, der auf diesem Feld experimentierte. Sein Sohn August gründete mit Pfeifer 1853 die erste Kölner Rübenzuckerraffinerie.

Sklaverei und Kontraktarbeit

Die Arbeit auf den Plantagen leisteten Sklaven. Das war schon auf Madeira und São Tomé so, und das setzte sich in der Neuen Welt fort.[8] Da die Indígenas der Gewalt, die die Europäer ausübten, und den Krankheiten, die sie einschleppten, nicht gewachsen waren und die Ambitionen der neuen Herren nicht darin bestanden, Zuckerrohr anzubauen und zu verarbeiten, entwickelte sich eine Symbiose zwischen Plantagenökonomie und transatlantischem Sklavenhandel. Zwischen 1450 und 1850 wurden schätzungsweise 10 Millionen Afrikaner über den Atlantik verschleppt, etwa ein Drittel nach Brasilien, die Hälfte in die Karibik. Ein großer Teil war für Zuckerrohrplantagen bestimmt.

Dort lag der gesamte Produktionsablauf in ihren Händen, sie schnitten das Rohr, bedienten die Mühlen und siedeten den Saft. Männer, Frauen und Kinder wurden eingesetzt. Bis zu sechzehn Stunden konnte ihr Arbeitstag dauern. Dutzende von verschiedenen Schritten mussten verrichtet werden, einfache, aber auch solche, die Fingerspitzengefühl oder Erfahrung erforderten. Frauen nahmen oft Tätigkeiten wahr, die Präzision verlangten, im Lande geborene Sklaven oder Mulatten leiteten und koordinierten einzelne Produktionsabläufe. Hierarchien bildeten sich heraus, und für manche eröffneten sich Aufstiegsmöglichkeiten und Freiräume.

8 Jean Crusol: Les Îles à Sucre. De la Colonisation à la Mondialisation, Bécherel 2008; Pieter Emmer: Die karibischen Gebiete 1600–1760, in: Walther L. Bernecker u.a. (Hg.): Handbuch der Geschichte Lateinamerikas, Bd. 1., Stuttgart 1994, S. 720–748; Stuart B. Schwartz: Sugar Plantations in the Formation of Brazilian Society. Bahia 1550–1835, Cambridge 1985; Richard B. Sheridan: Sugar and Slavery. An Economic History of the British West Indies, Kingston 1994.

In den Plantagen, die die Niederländer im Umkreis von Batavia auf Java angelegt hatten, waren es Chinesen, die die Felder bewirtschafteten, den Rohzucker erzeugten und denen auch die Mühlen gehörten. Was die Arbeiterschaft anbelangt, wurde hier eine Entwicklung vorweggenommen, die in der Neuen Welt auch eintrat, als Anfang des 19. Jahrhunderts nach und nach die Sklaverei aufgehoben wurde. Damit war die Plantagenökonomie jedoch nicht am Ende, denn sie brachte den Investoren weiterhin Gewinne. Allerdings musste Ersatz für die Sklaven gefunden werden, denn die Freigelassenen hatten wenig Neigung, weiter für ihre einstigen Herren zu arbeiten.

Sie wurden durch sogenannte Indentured Labourers ersetzt, Kontraktarbeiter, die zu bestimmten Konditionen in einem fremden Land in den Dienst eines Unternehmers traten. Überfahrt, Arbeitsbedingungen, Lohn, Unterkunft und Rückkehrmöglichkeit wurden vertraglich festgeschrieben, mindestens auf dem Papier. Die meisten dieser Kontraktarbeiter kamen aus Indien und aus China. Von 1846 bis 1932 verließen 1,2 Millionen Menschen Indien, um auf Fiji, Mauritius und Réunion, in Natal, Guayana oder auf karibischen Inseln zu arbeiten, häufig in den Zuckerrohrplantagen. Zwischen 1840 und 1900 wurden schätzungsweise 2,3 Millionen Chinesen als Kulis in alle Welt verfrachtet, allerdings nur ein Teil auf Zuckerrohrplantagen, etwa auf Hawai'i. Eine globale Migrationsbewegung war in Gang gekommen.

Wie abhängig der Süden vom Norden und wie verflochten die Welt am Ende der Frühen Neuzeit war, zeigte sich in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts, als billiger Zucker aus der Karibik auf die europäischen Märkte kam. Der Preisverfall stürzte die javanischen Erzeuger, die nicht so billig produzieren konnten, in eine Krise. Unruhen brachen aus, die 1740 in einem Pogrom gipfelten. Ihm fiel in Batavia der Großteil der chinesischen Bevölkerung zum Opfer.[9]

Hybridkulturen, veränderte Konsumgewohnheiten und neue Lebensformen

Leben zählte wenig auf den Plantagen, solange der Nachschub nicht versiegte, drakonische Strafen und Vergewaltigung gehör-

9 Blussé, Leonard: Batavia, 1619-1740. The Rise and Fall of a Chinese Colonial Town, in: Journal of Southeast Asian Studies 12 (1981), S. 159–178.

ten zum Alltag. Ohne dieses System zu relativieren, machen Nachfahren von Sklaven darauf aufmerksam, dass ihre afrikanischen Vorfahren nicht willen- und wehrlos waren, sondern revoltierten, flohen oder sich Rückzugsräume schufen, in denen sich neue Formen von Sprache, Religion oder Musik entwickelten, die heute nicht selten die Identität der karibischen Inseln und anderer ehemaliger Plantagengesellschaften bestimmen.[10] Eine prominente Stimme unter ihnen ist der 2011 verstorbene Édouard Glissant aus Martinique, Romancier, Lyriker, Theoretiker und bedeutendster Autor der französischsprachigen Karibik. Am erfolgreichsten rebellierten Sklaven auf Saint-Domingue, wo sie die französische Herrschaft abschütteln und die Insel 1804 als «Haiti» in die politische, wenn auch nicht in die ökonomische Selbstständigkeit führen konnten. Alltäglicher war die Flucht. In den Dschungeln Brasiliens, der Landenge von Panama oder der tropischen Tiefländer der Karibikküste Zentralamerikas bildeten sich außerhalb kolonialer Überwachung bunt zusammengewürfelte Gemeinschaften sogenannter Cimarrones.[11] Gewährten sie – wie in der Karibik – französischen oder englischen Freibeutern eine logistische Basis, nahm die kulturelle Vielfalt weiter zu.

Auch innerhalb der Plantagen versuchten die Sklaven im Rahmen ihrer Möglichkeiten, ein Leben jenseits der Zwangsarbeit zu führen. Sie verbanden unterschiedliche afrikanische Elemente mit amerikanischen Einflüssen und Impulsen ihrer europäischen Herren zu neuen Ausdrucksformen, in der Musik etwa, in den Sprachen oder ihrer Religion, wo sich afrikanische Götter mit christlichen Heiligen verbanden.

Wie dieser religiöse Synkretismus zeigt, endete die Vermischung nicht an den Grenzen der Plantagen. Es kam zu vielfältigen Kontakten, Konflikten und Austauschprozessen, auch zwischen Schwarz und Weiß. Für Brasilien behauptete der Soziologe und Historiker Gilberto Freyre sogar ein Miteinander dieser Rassen, aus dem eine harmonische Hybridkultur hervorgegangen sei. Freyre sah Brasilien als ein Land, das seinen speziellen Charakter der Vermischung afrikanischer und europäischer Einflüsse verdanke. Damit war Freyre einer der ersten Wissenschaftler, der die Bedeutung der Afrikaner für die Gestaltung der brasilianischen Kultur hervorhob. Dennoch stieß seine beschönigende

10 Michael Zeuske: Schwarze Karibik. Sklaven, Sklavenkultur und Emanzipation, Zürich 2004.

11 von spanisch «cimarrón» = wild, verwildert.

Sicht auf scharfe Kritik. Allerdings formulierte Freyre seine Thesen in Auseinandersetzung mit dem offenen und wissenschaftlich begründeten Rassismus in den USA, den er selber kennengelernt hatte. Man kann sie also auch als «südliche» Vision des Miteinanders verschiedener Kulturen verstehen.[12]

Für diese Phänomene der Transkulturation fand Glissant den Begriff «créolisme», Kreolisierung. Aus der düsteren Sklaverei, so Glissant, ging auch eine Vielfalt von neuen Ausdrucksformen hervor. Kulturelle Elemente Afrikas, Amerikas und Europas begegneten und berührten sich oder prallten aufeinander. Indische Kontraktarbeiter brachten weitere Einflüsse mit. Wechselwirkungen ergaben sich, die nicht nur das Gesicht der Inseln der Karibik, Brasiliens oder von Réunion und Mauritius prägten, sondern auch Widerhall in den Gesellschaften des Nordens fanden.[13]

In Europa wird man nicht von Kreolisierung in diesem Sinne sprechen können, doch auch dort leitete Zucker neue Konsumgewohnheiten und Lebensformen ein.[14] Ursprünglich war Zucker nicht nur ein Konsum-, sondern auch ein Luxusgut, das Apotheken als Heilmittel bei Verletzungen oder gegen Fieber, Durchfall und Husten anboten und das als Statussymbol fungierte. Wer seinen Gästen Zucker offerierte oder ihn sogar zu figürlichem Tischschmuck verarbeiten ließ, demonstrierte Besitz und Einfluss. Je mehr und je günstiger er angeboten wurde, desto stärker verdrängte er den Honig als traditionellen Süßstoff und wurde für breite Teile der Gesellschaft erschwinglicher. Um 1800 wurde in Deutschland ein Pfund Zucker pro Jahr und Kopf verbraucht, hundert Jahre später waren es knapp 14 Kilo. Die Süße war zu einem Grundnahrungsmittel geworden. Sie lieferte den Arbeitern in den Städten wichtige Kalorien, um den Alltag in den Fabriken zu bestehen. Selten jedoch wurde Zucker pur konsumiert. Er diente als süßende Zutat, und mit seiner Hilfe ließen sich Früchte kandieren oder zu Marmeladen und Gelees einkochen und haltbar machen.

Zucker verband sich mit anderen Kolonialwaren, was Importe und Konsum wechselseitig beflügelte. Kaffee, Tee und Kakao trafen vor allem gesüßt den Geschmack der europäischen Öffentlichkeit. Man reichte Zucker in speziellen Dosen aus Porzellan, einer ursprünglich ebenfalls aus Übersee importierten und dann

12 Peter Burke/Maria L.G. Pallares-Burke: Gilberto Freyre. Social Theory in the Tropics, Oxford 2008.

13 Édouard Glissant: Kultur und Identität. Ansätze zu einer Poetik der Vielheit, Heidelberg 2005.

14 Jacob Baxa/Guntwin Bruhns: Zucker im Leben der Völker. Eine Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, Berlin 1957; Reinhard Wendt: Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Europa und die Welt seit 1500, Paderborn ²2016, S. 91–96, S. 185–197, S. 295–297.

materialidentisch substituierten Kolonialware. Zucker wurde fester Bestandteil aller Arten von Schokolade, weder alltägliche Bäckereien noch edle Confiserien oder Patisserien können auf ihn verzichten.

Morgendlicher Espresso oder Cappuccino, Kaffeepause oder Fünf-Uhr-Tee sind ohne Zuckerkonsum kaum denkbar. Zucker und die Süße, die er schenkt, wurden Teil europäischer Lebenswelten. Wer sie genoss, vergaß den Schweiß und die Tränen, unter denen Zucker lange Zeit produziert wurde. Europa machte sich zu eigen, was ursprünglich importiert und fremd war, und die tropische Süße konnte sogar identitätsstiftend wirken.[15] So wurde die Schweiz das Land der Schokolade, Nürnberg die Stadt der Lebkuchen, und die Kondensstreifen-Zuckerhüte über dem Kölner Dom können in aller Selbstverständlichkeit symbolisieren, dass Rübenzuckerfelder im Umland der Stadt, die Raffinerie von Pfeifer & Langen und ein Logo aus zwei Zuckerhüten zu Köln gehören wie der Dom.

15 Reinhard Wendt: Kolonialwaren, in: Pim den Boer u.a. (Hg.): Europäische Erinnerungsorte, Bd. 3, München 2012.

Bildnachweis: Abb. 1: © Pfeifer & Langen GmbH & Co. KG, Köln.

Sundhya Pahuja

Der Staat als Kolonialware

Ein Gespräch

Die Pandemie strapaziert die Lieferketten. Lockdowns und Grenzschließungen, Quarantäne und Insolvenzen verlangsamen die globale Warenzirkulation. Und manches Handelsgut kommt nie an. In Lieferschwierigkeiten geriet im vergangenen Sommer auch Sundhya Pahuja, die uns für dieses Heft ein gemeinsam mit Jeremy Baskin verfasstes Stück über eine besondere Kolonialware und deren vielschichtige ökonomische und kulturelle Kontexte zugesagt hatte. Die durch die Pandemie ausgelöste Krise des australischen Universitätssystems führte auch an der Universität Melbourne, an der Pahuja Völkerrecht lehrt, zu Umstrukturierungen, die weiter andauern. Keine Zeit, um in Ruhe über koloniale Güter und ihre verschlungenen Wanderwege nachzudenken. Gerade in der gegenwärtigen Ausnahmesituation kommt es aber besonders auf die langen Leitungen an, die verlässlichen Verbindungen zwischen Menschen und Kontinenten. Deswegen haben wir die Lieferkette neu geknüpft und mit Sundhya Pahuja an einem Dienstag im Oktober 2020 ein Zoom-Gespräch über die Lage der Wissenschaft am anderen Ende der Welt geführt, über ihre Forschung und ihre Methode. Und natürlich über Kolonialwaren.

Auf dem globalen Ausbildungsmarkt ist Wissenschaft längst Ware und Handelsgut, und wenn man die Kategorie der «neoliberalen Universität» in Anschlag bringt, dann stand die Universität Melbourne in den vergangenen Jahren mit an der Spitze der Ökonomisierung von Forschung und Lehre. Wie hat sich die Pandemie dort auf den Alltag und auf die institutionellen Strukturen ausgewirkt?

Die Pandemie hat zu einem finanziellen Zusammenbruch des australischen Universitätssystems geführt, der durch die Abhängigkeit von Studierenden aus Übersee verursacht wurde. In den letzten zehn Jahren gab es eine Art unheilige Allianz zwischen Konservativen und Progressiven: Die Universitäten wurden nicht ausreichend von der öffentlichen Hand finanziert, und neben ihrer Funktion als Ausbildungsort der Australierinnen und Australier entstand ein fast gänzlich unregulierter Markt für Bildung, die an internationale Studierende verkauft wurde. Das ging so weit, dass zuletzt fast die Hälfte der Studierenden internationale Studentinnen und Studenten waren, die in den meisten Studien-

Abb. 1
Lange Leitung nach Melbourne. Die Völkerrechtlerin Sundhya Pahuja im Zoom-Gespräch, Dienstag, 6. Oktober 2020.

gängen viel höhere Gebühren als Einheimische zahlten. Gleichzeitig kam es zu einer Hyper-Prekarisierung der akademischen Beschäftigten, zu einer erheblichen Zunahme prekärer Arbeitsverhältnisse insbesondere in der Lehre. Als der Geldzufluss aus Übersee versiegte, wurden alle befristet beschäftigten Lehrkräfte entlassen.

Die doppelt problematische Situation eines durchökonomisierten, stark vermarkteten Wissenschaftssystems mit einer hohen Zahl prekärer Arbeitsverhältnisse, das in der Pandemie kollabierte, ist ein Ergebnis dessen, was man als «Neoliberalisierung der Universität» bezeichnen kann. Wir sehen hier tatsächlich ein interessantes Beispiel für Transformationen von kolonialen in postkoloniale Formen. Eines der Narrative, die wir bislang kultiviert haben, enthielt die Nostalgie für etwas, das der Philosoph Raimond Gaita die «weltentrückte Universität» (*unworldly university*) nennt – eine Universität, die sich nicht von den Anforderungen des Marktes unter Druck setzen lässt, die Raum für Reflexion eröffnet, die geisteswissenschaftlich orientiert ist und die *liberal arts* pflegt. Diese nostalgische Sehnsucht ist besonders interessant vor dem Hintergrund der Geschichte der australischen Universitäten. Sie wurden gegründet, als Australien noch eine Kolonie war – um Fachleute auszubilden, mit stark berufsorientierter Ausrichtung. Es gab also eine koloniale Form, in der es um die Ausbildung von Technokraten für die Verwaltung einer Kolonie

ging, und diese Form wurde in den 1970er Jahren für einen kurzen Moment in etwas transformiert, dem ein demokratisches Versprechen innewohnte. Als 1974 von einer linken Regierung unter Führung von Gough Whitlam die Studiengebühren abgeschafft wurden, gab es einen kurzen Moment der demokratischen Begeisterung, viele Menschen besuchten als erste in ihrer Familie eine Universität. Das Studium blieb bis 1988 kostenlos, dann war es eine Labour-Regierung, die Gebühren einführte, aber sie waren recht moderat. Zudem war das System als Modell nachlaufender Studiengebühren konzipiert, deren spätere Rückzahlung sich nach der Einkommenshöhe richtete. Es lässt sich hier also eine Transformation beobachten: die Migration der kolonialen Form durch das, was sich in einigen reichen Ländern in den 1970er und 1980er Jahren zunehmend als untypisches Moment demokratischer Verheißung erwies – bis hin zu den neoliberalen Formen der 1990er und 2000er Jahre. In diesen Jahrzehnten wurde die Universität immer unternehmerischer organisiert. Effizienz wurde zum Mantra. Doch um funktionieren zu können, war diese neoliberalisierende Universität auf die Idee der *unworldly university* angewiesen – und darauf, dass diese Idee von den meisten ihrer Beschäftigten hochgehalten wurde. Selbst als die Funktionslogiken zunehmend vom Markt bestimmt wurden, hielten wir, die wir dort arbeiteten, an der Idee einer dem Gemeinwohl verpflichteten, weltentrückt und tiefgründig nachdenklichen Universität fest. Es war dieses Paradox, dieser Mythos, der das Funktionieren der Universität gewährleistete. Durch die eigene Arbeit subventionierten die Beschäftigten die Universität – doch als diese Arbeit monetarisiert werden musste, konnte das System nicht mehr aufrechterhalten werden.

Man könnte aber auch sagen, dass dieser Mythos für die australische Universität selbst Teil ihrer Vermarktungsstrategie geworden ist – ein *marketable good*. Als koloniales Bildungssystem war das australische Wissenschaftssystem, wie wir gesehen haben, ein System, in dem die besten Leute von der Peripherie in die Metropole gingen und ihre Graduiertenausbildung, ihr Promotionsstudium in Großbritannien, später auch in den USA absolvierten. Im vergangenen Jahrzehnt hat sich diese Dynamik in einigen Bereichen umgekehrt: In unserem Feld zum

Beispiel, der Rechtswissenschaft, gingen viele der besten Leute aus Europa und den USA nach Melbourne, als Gastforschende oder Doktorandinnen – weil Melbourne diesen Mythos der forschungsbasierten, freien und intellektuell anregenden Universität versprach. Das Paradox ist also Teil des Erfolgs auf dem Weltmarkt geworden.
Die traurige Ironie dieses – soweit es unser Forschungsprofil angeht – «Goldenen Zeitalters» der australischen Universität ist ein schmutziges Geheimnis, ein *dirty secret*, das wir – ich – uns viel deutlicher hätten bewusst machen müssen, auch wenn es die Law School nicht so stark betrifft wie die Universität insgesamt: Unsere Forschungsexzellenz wurde von Studierenden aus Übersee finanziert, die sechsstellige Beträge für ihren Abschluss zahlten, durch hocheffiziente Vermarktungsstrukturen und die Ausbeutung von Lehrenden in prekären Arbeitsverhältnissen. Während wir in der Welt umherschweiften und uns in der Völkerrechtswissenschaft einen Namen machten, wurde das Geld dafür durch ziemlich problematische Prozesse generiert, die zu einer surrealen Stratifizierung des akademischen Sektors führten: zwischen den schicken Professorinnen einerseits und den *casual workers* andererseits.

Wird sich das nun ändern?
Es gibt Leute, die alles so schnell wie möglich wieder so haben wollen, wie es war: offene Grenzen für internationale Studierende, ein Finanzierungsmodell, das im Wesentlichen dasselbe ist wie gehabt. Zuwendungen der öffentlichen Hand sind kaum zu erwarten, das Universitätssystem ist für die meisten Wähler nicht von Bedeutung. Als zu Beginn der Pandemie für Unternehmen Lohnersatzleistungen und andere großzügige Subventionen angeboten wurden, wurden wir von solchen Förderprogrammen ausgeschlossen. Ohne die Neukonzeption einer verkleinerten Universität ist im Moment kaum vorstellbar, was in Australien in Zukunft mit der Forschung geschehen soll.

Melbourne ist Teil der pazifischen Region, die meisten der überseeischen Studierenden kamen bislang aus China und Indien. Wenn man die geopolitische Entwicklung ansieht – ist dann überhaupt wieder mit einem beträchtlichen Zustrom von Studierenden aus diesen Ländern zu

rechnen, wenn die Pandemie vorüber oder jedenfalls besser handhabbar geworden ist?
Die überwiegende Mehrheit unserer Studierenden kommt seit Jahren aus China. Das trifft nicht für jede Universität in Australien zu, aber sicherlich für Melbourne. Daher gab es immer die Möglichkeit einer «geopolitischen Unterbrechung» des Zustroms von Studentinnen und Studenten. Und viele Leute sprechen davon, dass durch die starke Abhängigkeit von China ein *chilling effect* entstanden sei, der die Forschung und das offene Gespräch einenge. Deshalb drängen wir unsere Universitätsleitung nun, neu und anders über die Zusammensetzung unserer Studierendenschaft nachzudenken; sie nicht nur als Geldquelle oder monetäre Ressource zu sehen, sondern zu überlegen, welche Art von Mischverhältnis zwischen lokalen und internationalen Studierenden wir wollen – damit wir uns mit intellektuell glaubwürdigen Zielen neu orientieren können.

Ist das vielleicht sogar eine Art Neuverortung der Universität, mit der das Universitätssystem wieder stärker an die lokale Gemeinschaft rückgebunden wird?
Ja, unbedingt. Denn die wirtschaftliche Situation, die sich aus der Pandemie ergibt und noch weiter ergeben wird, hat bereits zu einem massiven Anstieg der Bewerbungen einheimischer Studentinnen und Studenten geführt. Für die Universität Melbourne, die an der Spitze der Hierarchie steht, bedeutet das eine Bewerberzahl, die unsere Plätze bei weitem übersteigt. Gleichzeitig fordert die Regierung eine stärkere Beteiligung der Studierenden an den Ausbildungskosten, der Druck auf sie wird stärker. Es ist sehr schwer vorauszusehen, was in Zukunft mit unseren Universitäten geschehen wird, selbst mit den ganz elitären.

Denken wir noch etwas weiter über die Auswirkungen der Pandemie nach, auf globaler Ebene. In Ihrem Podcast haben Sie zu diesem Thema unlängst ein sehr interessantes Gespräch mit den beiden Völkerrechtlern Michael Fahkri und Luis Eslava geführt, mit besonderem Augenmerk auf Fahkris Rolle als UN-Sonderberichterstatter für Ernährungssicherheit. Wenn wir die globalen Auswirkungen der Pandemie anschauen, so ein Ergebnis des Gesprächs, dann zeigt sich, dass viele

längst bestehende Ungleichheiten in den vergangenen Monaten schärfere Konturen angenommen haben.
Ja, das ist richtig. Diese Beobachtung haben inzwischen viele gemacht. Interessant ist: In einem reichen Land wie Australien hatte es für einen Moment den Anschein, es könne die Möglichkeit einer Neukonfiguration einiger der neoliberalen Glaubenssätze geben, die unsere Politik prägen. Das Arbeitslosengeld wurde erhöht, die Sozialleistungen ergänzt. Plötzlich verschwand die ganze Diskussion darüber, welche Armen Unterstützung verdient haben und welche nicht – denn alle waren von der Pandemie betroffen. Dennoch hat sich die soziale Ungleichheit verschärft. Wenn wir in einer globalen Perspektive über grundlegende soziale Infrastrukturen nachdenken, dann zeigt sich: Länder mit guten öffentlichen Gesundheitssystemen haben die Situation bisher viel besser gemeistert. Auch Orte mit mehr Gleichheit haben viel bessere Ergebnisse erzielt. Einige meiner Studierenden im Kurs *Law & Development* kommen aus der indischen Provinz Kerala, und sie haben Studienarbeiten über die Reaktion auf die Pandemie in Kerala geschrieben – das war hochinteressant, weil man es dort durch ein sehr dezentralisiertes, sozusagen «barfüßiges» Gesundheitssystem schaffte, Infektionszahlen und Todesfälle wirklich niedrig zu halten. Dabei scheint Gleichheit eine große Rolle gespielt zu haben. Das Maß bereits bestehender Gleichheit oder Ungleichheit scheint ein echter Indikator dafür zu sein, wie Länder aus der Pandemie hervorgehen. Wie die Pandemie Ungleichheit bloßlegt – das ist schockierend. Wenn ich online unterrichte, sehe ich natürlich den großen Unterschied zwischen denen, die einen Raum haben, in dem sie gut arbeiten können, und denen, die von ihrem Schlafzimmer aus mit einer schlechten Internetverbindung arbeiten. Viele Studierende aus Übersee sind einsam, sie haben keine Jobs mehr, weil das Gastgewerbe verschwunden ist, wo viele von ihnen beschäftigt waren. Obwohl es also auf einer Ebene banal ist, das Leben im Lockdown, in der Pandemie zu beschreiben, so zeigt sich hier doch ein aufschlussreicher Mikrokosmos der globalen politischen Ökonomie, in der so viele Dinge so ungleich verteilt sind.

Sprechen wir von der Kolonialware, über die Sie eigentlich an dieser Stelle schreiben wollten.
Mit dem Beitrag über die Geschichte der Seife, den Jeremy Baskin und ich für Sie schreiben wollten, wollten wir die Hygienefixierung in der Pandemie aufgreifen – und darüber nachdenken, was uns die Geschichte der Seife über die Geschichte, den Wettbewerb und die Konvergenz zwischen Unternehmen und Staat in der Kolonialzeit erzählen kann. Wie Unternehmen eine Art Verbindungspunkt zwischen Metropole und Kolonie wurden, wie Staat und Unternehmen genauso verbunden waren durch Massenkonsum und die Extraktion von Rohstoffen, mit der *civilizing mission* als Konvergenzpunkt. So, wie diese «zivilisatorische Mission» die Kolonisierung rechtfertigte, so bot sie auch Gelegenheit zur Ausweitung der Konsumgütermärkte. Die Werbung für *Pears' Soap* (jetzt ein Produkt von Unilever) ist wirklich interessant, weil sie beispielsweise mit hochrassisierten Bildern der Ankunft von Seifenstücken an tropischen Stränden arbeitet. Es gibt diese sehr bekannte Anzeigenwerbung von Unilever für *Pears' Soap*, auf der ein Mann in Militäruniform zu sehen ist, der seine Hände wäscht, und unter dem Bild steht «der erste Schritt zur Erleichterung der Last des weißen Mannes» *(Abb. 2)*. Oft sieht man auf Abbildungen nur diesen zentralen Teil des Plakats, aber wenn man die ganze Anzeige anschaut, dann sieht man in den vier Ecken um den Kreis herum ein Kriegsschiff, ein Handelsschiff, einen Missionar und dann ein Schiff, das *Pears' Soap* transportiert. Wir sehen also die Einheit von Militär, Handel, Unternehmen und Mission, und das alles unter dem Banner der *civilizing mission*, die die kommerzielle Expansion untermauerte. Wir wählten das Beispiel der Seife auch deshalb, weil sie die Gewinnung von Palmöl mit der Produktion von Konsumgütermärkten im Norden verbindet. Im viktorianischen England hatten die Reichen Angst vor den in die Städte zugewanderten Armen, weil sie schmutzig waren. Und die Reichen waren auch bestrebt zu verhindern, dass die Armen von gefährlichen politischen Ideen «infiziert» wurden. So wurde die *civilizing mission* zu Hause in der Metropole durch die Interpolation (Zwischenschaltung) der Arbeiterklasse angetrieben – die so mit ihren Bedürfnissen gleichsam in die Kolonien «exportiert» wurde,

Abb. 2
Die Kolonialware Seife im Zeichen von Militär, Handel, Unternehmen und Mission. Anzeigenwerbung von Unilever für «Pears' Soap».

um die Massenextraktion und die Gewinnung von Märkten zu rechtfertigen.

Interessant ist auch, was diese rassistische Seifenwerbung bewirkte. Der «Wilde», der auf den *Pears'*-Anzeigen abgebildet wurde, bot der britischen Arbeiterklasse die Möglichkeit, sich von jemandem abzugrenzen, der noch mehr «anders» zu sein schien. Neben der Rechtfertigung der kolonialen Expansion stand so also auch ein Import kolonialer Rassisierung in das Herz des Empire. Es gibt hier eine starke Parallele zur Geschichte der Modernisierung und deren Kontinuitäten im Entwicklungsprojekt des 20. und 21. Jahrhunderts. Die Übereinstimmung zwischen den Interessen der Wirtschaft und denen des imperialen Staates findet sich sehr prägnant in Frederick Lugards *The Dual Mandate in British Tropical Africa* (1922), wenn dort von Zivilisation und Kommerz die Rede ist. Wirtschaft und Staat gingen Hand in Hand. Und die historischen Beispiele zeigen, dass die Produktion von Nachfrage, von Begehrlichkeiten dabei immer wieder durch die Formierung eines rassifizierten «Anderen» geschah.

Die Konzentration auf ein Objekt entspricht einem *turn to materiality*, der sich in vielen Bereichen der Rechtswissenschaft beobachten lässt. Ist das ein methodisches Werkzeug, das Sie häufiger einsetzen?

In meiner eigenen Forschung verfahre ich sonst nicht so; ich bin eine institutionelle Denkerin, interessiere mich für Praktiken und Institutionen. Oft unterrichte ich aber mittels einer einzigen Ware – in meinem Kurs *Investment Regulation and Development* bitte ich die Studierenden, ihr Denken anhand der Geschichte einer einzigen Ware zu organisieren – sei es Kaffee, Banane, Zucker, Öl oder Wasser. Das hat sich als sehr effektive pädagogische Strategie erwiesen. In der Forschung erlaubt es ein Objekt, einen Einstiegspunkt, einen Organisationspunkt für eine größere Geschichte zu finden. Man könnte eine Weltgeschichte anhand eines Plastiklöffels erzählen. Denn es gab einen Moment, in dem es logischer, wirtschaftlicher erschien, nach Öl zu bohren und einen Plastiklöffel herzustellen, diesen einmal zu benutzen und dann wegzuwerfen, als jemanden einen Löffel abspülen zu lassen – und das sagt etwas über die Geschichte des 20. Jahrhunderts. Die Orientierung an Objekten oder – wie bei Sheila Ja-

sanoff und anderen in den *Science and Technology Studies (STS)* – an einem Phänomen oder einer Gruppe von Menschen erlaubt es, über Ideen, Institutionen und materielle Formen und Strukturen insgesamt nachzudenken, gleichzeitig Ideelles und Materielles in den Blick zu nehmen.

Sprechen wir etwas weiter über Institutionen und institutionelle Strukturen. Seit langem gilt Ihr Interesse den kolonialen, postkolonialen und dekolonialen Prägungen von Staaten und Internationalen Organisationen – und der Rolle, die das Konzept der «Entwicklung» darin spielt.
In meiner Arbeit habe ich die Geschichte des Konzepts der Entwicklung als zentrale Erzählung des Übergangs von der kolonialen zur postkolonialen Ära dargestellt. Der Begriff des *development* entsteht aus der *civilizing mission*, und in gewisser Weise ist es dieses Entwicklungskonzept, das die Dekolonisierung daran hinderte, den Universalitätsanspruch der euro-amerikanischen Welt zu unterminieren. Es lud Staaten dazu ein, sich einem bereits bestehenden Projekt mit einem Vokabular der Selbsttransformation anzuschließen, das den Menschen die Illusion ihrer Selbstbestimmung vermittelte – in Wahrheit aber gerade verhinderte, dass aus der politischen Dekolonisierung wirtschaftliche Selbstbestimmung wurde. Entwicklung ebnete den Weg dafür, dass sich die Transformation von liberalen zu neoliberalen Wirtschaftsformen im Globalen Süden durchsetzen konnte. Wenn heute vom neoliberalen Staat im Globalen Norden gesprochen wird und von den Dingen, die dort den Menschen aufgebürdet werden, dann handelt es sich oft um Dinge, die den Menschen im Globalen Süden längst durch Interventionen der internationalen Finanzinstitutionen zugemutet wurden, auch im Namen der «Entwicklung». Der Süden ist also nach wie vor ein Versuchslabor. Hier wird erprobt, welche Ideen und Konzepte funktionieren, und von hier wandern sie wieder zurück in den Norden.

Woran denken Sie da genau? An die europäische Austeritätspolitik der vergangenen Jahre?
Erinnern wir uns daran, was nach der lateinamerikanischen Schuldenkrise der 1980er Jahre geschah. Die fragilen politischen Formationen, die in einer Art *grand bargain* zwischen zentralisier-

ten Autoritätsformen und sehr disparaten Bevölkerungsgruppen von Instrumenten der öffentlichen Wohlfahrt (Gesundheitsversorgung, Bildung, billige Lebensmittel) zusammengehalten worden waren, kamen durch rigide Sparmaßnahmen und Konditionalitätsauflagen unter Druck. Von den Staaten wurden Privatisierung, Liberalisierung des Kapitalverkehrs und Abschaffung von Subventionen verlangt. Die globale Finanzkrise brachte diese Instrumente auch nach Europa zurück – neoliberale Orthodoxien, die in den 1980er und frühen 1990er Jahren im Süden entfaltet worden waren.

Und natürlich spielte das Recht eine zentrale Rolle bei der Ausgestaltung dieser Situationen, und damit bei einer Neudefinition des Staates im Verhältnis zu wirtschaftlichen Akteuren. Wie verändert sich durch den genauen Blick auf Institutionen und Praktiken das Bild des Staates, das Verständnis des Rechts?

Im Rahmen meines Projekts *Invisible Leviathans* versuche ich das Verhältnis von Unternehmen, Staaten und internationalem Recht in einer langen historischen Perspektive neu zu beschreiben. Die Metapher des unsichtbaren Leviathans soll erhellen, wie die scheinbar nationalen Einheiten einzelner Unternehmen sich zu einer Art globaler Form des Weltkonzerns zusammenfügen. An Stelle kleiner Menschen, die sich in den Körper des souveränen Individuums eingliedern (wie auf dem Titelkupfer von Hobbes' Buch), werden hier nationale Unternehmen in der Organisationsform eines globalen Konzerns zusammengeschlossen – durch das internationale Recht. Was ich also historisch nachverfolgen möchte, ist die Art und Weise, in der das Völkerrecht und seine Vorläufer diesen Zusammenschluss und die «Wanderung» von Unternehmen und Staaten gen Süden ermöglichten. Normalerweise hören wir eine Geschichte über die Delegation staatlicher Autorität an Unternehmen und Binsenweisheiten wie *trade follows the flag* – aber in meiner Argumentation ist es genau umgekehrt: die Flagge folgte dem Handel, und Unternehmen waren eher wie die organischen Gebilde, die Otto von Gierke beschrieben hat, als wie die fiktiven Gebilde, die Friedrich Carl von Savigny beschrieben hat. Ich versuche, die Natur körperschaftlicher Formen nachzuzeichnen und zu beschreiben, wie im 16. Jahr-

hundert durch die Verwendung dieser Unternehmensformen im Überseehandel die Gewinnerzielung zu einem Zweck korporativer Formen wurde. Das ist in historischer und theoretischer Hinsicht der Versuch, eine lange Geschichte nicht nur über die Konzeptualisierung des Unternehmens zu erzählen, sondern auch über das, was Unternehmen waren und tun konnten – von ihren Anfängen an, die wahrscheinlich vor denen des Staates liegen. Durch die Verknüpfung von Recht und Staat bei den frühen britischen Positivisten entstand die Fiktion des Unternehmens als Geschöpf des Staates – eine Vorstellung, die nie der Realität entsprach. Sie macht die tatsächliche öffentliche Autorität, die Unternehmen ausüben, unsichtbar. Wir führen ihre Macht auf ein exogenes wirtschaftliches Phänomen zurück, vergessen aber, dass eine fiktive Person ohne eine Rechtsnorm im Hintergrund weder Macht haben noch Macht ausüben kann.

Verändert sich durch eine plurale Herangehensweise auch das Bild des Staates?

Wenn ich die Veränderungen des Unternehmensbegriffs untersuche, versuche ich auch, die Veränderungen dessen zu verfolgen, was unter internationalem Recht verstanden wird. Ich komme also vom *ius gentium*, dem klassischen *law of nations*, das nach meiner Auffassung ein pluralistisches *law of encounter* war, bis hin zur Idee des *international law*, wie Jeremy Bentham das zwischenstaatliche Recht 1840 nennt – und damit eine Fixierung auf den Staat als einzigen Akteur des Völkerrechts begründet, die es vorher nicht gegeben hatte. Ich versuche also, eine Vorstellung, einen Begriff von Völkerrecht als Recht der Begegnung (*law of encounter*) zurückzuerlangen, der rivalisierende Assoziationsformen wieder sichtbar macht, die sich in den Formen begegnen, die dieses Recht ermöglicht und befördert.

Ist der Staat in solchen kolonialen (und postkolonialen) Begegnungen am Ende auch eine Art Kolonialware, mit allen Unschärfen, die dieser Begriff einschließt?

Es liegt eine Ironie in diesem Wort. Bei der ursprünglichen Einladung zur Mitarbeit an diesem Themenschwerpunkt übersetzten Sie mir den Begriff «Kolonialware» als *colonial good* und erklärten

dann die verschiedenen Nuancen des deutschen Wortes. Das erinnerte mich daran, dass «Goods» im Englischen sowohl *commodities* als auch *goods*, also *things that are good,* bedeutet, dass also beides in dem Wort «Kolonialware» zusammenfällt. Ich habe auch die Etymologie von *good* nachgeschlagen: Die Ursprünge des Wortes sind sehr unsicher, und es gibt über die indoeuropäischen Wurzeln auch eine Verbindung zu dem Wort *gadh-*, das im Sanskrit «Beute machen» bedeutet. Die Kolonialware trägt also zugleich Tugend und Käuflichkeit in sich, ist *virtue* und *commodity*. Wenn man nun von der Rechtsform des Staates spricht, dann passt es eigentlich sehr gut, diesen als Kolonialware zu bezeichnen. Die Doppelbedeutung hilft, eine Form zu verstehen, die zugleich Handelsgut und Ort der angestrebten Tugendbildung des kolonialen Subjekts ist.

Das Gespräch führte Alexandra Kemmerer.

TROPHÄEN & TRIBUTE

Fundstücke aus den Sammlungen der Stiftung Preußischer Kulturbesitz, der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel und dem jüngeren kulturellen Gedächtnis

Erlesenes und Alltägliches, Hochkultur und Massenkonfektion, Bibel und Koran, Mani-Stein und Edeka. Im großen Warenhaus des Kolonialismus findet sich fast alles, Geschenke, Gebrauchsgüter, Forscherglück und auch so manches Beutestück. Vom Himalaya bis zur altbundesrepublikanischen Tiefebene: Das Portfolio der Kolonialwaren ist so weit gefächert wie ihre Provenienzen.

MANI-STEIN, HIMALAYA

Mani-Steine sind mit religiösen Texten, Mantras oder Figuren gravierte Steine oder größere Steinplatten, die entlang von Pilgerwegen oder an heiligen Orten im tibetischen Kulturraum platziert werden. Hierzu zählen unter anderem die Bereiche um Tempel, Chörten und Klöster sowie Passhöhen und Wegkreuzungen. Im Laufe der Zeit können auf diese Weise lange, hoch geschichtete Manisteinhaufen und Manisteinmauern entstehen, die auch sauber als Mauerwerk ausgearbeitet sein können.

Auf diesem Mani-Stein ist das bekannte Mantra «Om mani padme hum» in tibetischer Schrift eingraviert. Der Bodhisattva Avalokiteshvara, der «Herr des Mitgefühls», wird als Personifikation dieses Mantra angesehen. Die Rezitation von Mantras erlaubt es den Gläubigen, sich mit einer Gottheit zu verbinden und damit deren Eigenschaften wie zum Beispiel Macht, Kraft, Weisheit und Mitgefühl auf sich zu übertragen. Wer das oben genannte Mantra rezitiert, kann somit schließlich sein eigenes Mitgefühl stärken.

Dieser Mani-Stein (25 kg schwer, 39 x 65 cm groß) stammt aus dem ehemaligen Königreich Sikkim im Östlichen Himalaya aus der Zeit Mitte des 19. Jahrhunderts. Er wurde von Herrmann von Schlagintweit von seiner Expeditionsreise, die er von 1854 bis 1857 gemeinsam mit seinen Brüdern Adolf und Robert Schlagintweit nach Indien und in den Himalaya unternahm, mitgebracht. Er verkaufte den Stein im Jahre 1882 zusammen mit vielen weiteren Objekten an die damalige Kunstkammer in Berlin, deren ethnologische Objekte später ins Museum für Völkerkunde (heute Ethnologisches Museum) übergingen.

Die Forschungsreise der Brüder Schlagintweit erfolgte auf Empfehlung Alexander von Humboldts. Im Auftrag der East India Company sollten sie auf dem indischen Subkontinent den Erdmagnetismus erforschen und die Kartografie voranbringen. Knapp drei Jahre reisten die Brüder teils zusammen, teils allein durch Indien und den Himalaya. Ihre Verbindungen zur britischen Kolonialmacht ermöglichten ihnen Abstecher in abgelegene Gebiete wie nach Bhutan, Darjeeling, Sikkim, Nepal, Ladakh und Tibet. Hierbei legten sie knapp 30.000 Kilometer zurück und nutzten die Reisen zu weiteren umfangreichen Beobachtungen. Ganz im Sinne der humboldtschen Naturforschung legten sie ihre Studien breit und interdisziplinär an und erstellten Sammlungen in verschiedensten geographischen, naturwissenschaftlichen und ethnologischen Disziplinen.

Neben ihren Reise- und Forschungsnotizen in insgesamt 46 Büchern fertigten die Schlagintweits viele Landschaftsskizzen, Aquarelle und Ölbilder an. Insgesamt brachten sie 510 Kisten mit Forschungsmaterial mit nach Hause – geologisches, botanisches, zoologisches, paläontologisches und ethnographisches Material –, knapp 40.000 Objekte. Besonderes Interesse hatten die Brüder Schlagintweit für den Buddhismus und sammelten daher viele Gegenstände aus religiösem Kontext, darunter auch dieser eindrucksvolle Mani-Stein.

Henriette Lavaulx-Vrécourt

GEDENKKOPF, BENIN

Das westafrikanische Königreich Benin an der Niger-Mündung hatte ab dem 16. Jahrhundert intensive Handelskontakte mit Europäern. Besucher jener Zeit berichteten beeindruckt von der Größe und Anlage der Hauptstadt Benin, wo alleine der reich mit Kunstwerken aus Kupfer, Bronze, Messing und Elfenbein verzierte Königshof so groß war wie damals eine mittlere europäische Stadt. Die von Benin gelieferten Güter veränderten sich im Laufe der Zeit jedoch, und das Königreich bediente die Nachfrage der Europäer nach Sklaven für die Neue Welt. Im Gegenzug versorgten die Europäer das Königreich Benin mit Metallen (Kupfer, Zink, Zinn, Messing, Eisen, Blei) und anderen Rohstoffen (Seidenstoffe und andere Textilien, Kaurischnecken und Korallen, Spirituosen und Tabak). Die Europäer lieferten damit auch die Rohstoffe zur Herstellung jener berühmten Benin-Bronzen sowie von Korallenketten, die Rang und Würde ihrer Träger kennzeichneten.

Am Ende waren es nicht zuletzt ökonomische Gründe, die zum Untergang des Königreichs Benin führten. Benin diktierte über Jahrhunderte die Handelsbedingungen an der Niger-Küste. Dem wollten sich insbesondere die Briten nicht mehr länger beugen und dort selbst die Kontrolle übernehmen. Das führte Ende des 19. Jahrhunderts zum Konflikt. Nachdem König Ovonramwen eine britische Gesandtschaft hatte angreifen und töten lassen, schickten die Briten zur Vergeltung eine Strafexpedition, die 1897 die Hauptstadt von Benin eroberte und das Königreich unter ihre Kolonialherrschaft zwang. Zum ersten Mal seit ihrer Gründung wurde die Hauptstadt des Königreichs Benin erobert und zugleich weitgehend verbrannt und verwüstet.

Tausende von Kunstwerken verschleppte man aus der Stadt. Schätzungen gehen von mindestens 4 000 Objekten aus, darunter Gedenkköpfe und Reliefplatten aus Bronze und Messing, Terrakotta-Gegenstände, Elfenbein- und Holzschnitzereien und vieles mehr. Die Entstehungszeit etlicher dieser Werke reichte zum Teil bis ins 15. Jahrhundert zurück. Gedenkköpfe und Reliefs hielten historische Persönlichkeiten und geschichtliche Ereignisse in einer Art bildlicher Erzählung fest, waren für die Menschen im Königreich Benin also deutlich mehr als Kunstwerke, sondern Teil ihrer Überlieferung. Die Herstellung der Köpfe und Reliefs aus Bronze und Messing erfolgte nach dem komplizierten Wachsausschmelzverfahren. Die Qualität in der Ausführung der Skulpturen und

Szenen mit vielen auch porträthaften Details zeugt von einer meisterhaften Beherrschung dieser Technik.

Der Sieg über das Königreich Benin wurde in London frenetisch gefeiert. Es war einer der größten Kunstraubzüge der Kolonialzeit. Zahlreiche Stücke gelangten in das British Museum in London. Einen großen Teil der Beute ließ die britische Regierung anschließend versteigern, weshalb diese Objekte heute über zahlreiche Museen in Europa und Nordamerika verteilt sind. Der Verkauf der Stücke diente dabei auch zur Refinanzierung der Kosten für die Strafexpedition.

Die Ankunft der Kunstwerke in Europa kam einer Sensation gleich. Diese herausragende Kunst widerlegte das kolonialistische und rassistisch geprägte Bild von Afrika als einem geschichts- und zivilisationslosen Kontinent eindrucksvoll.

Hermann Parzinger

PERLENSCHURZ, AMAZONIEN

Als der Ethnologe und Sammler Theodor Koch-Grünberg (1872–1924) seine Expedition vom Roraima zum Orinoko (1911–1913) antrat, führte er im Gepäck Glasperlen mit sich, die er (neben Streichhölzern, Macheten, Messern und Gewehren) vor Ort gegen ethnographische Gegenstände, unter anderem den abgebildeten Schurz, eintauschte. Im späten 19. und frühen 20. Jahrhundert wurden solche Schurze von indigenen Frauen der Arekuna, Makuxi und Ye'kwana in der nördlichen Amazonasregion als Schambedeckung getragen, vermutlich angeregt durch den Einfluss von Missionaren. Schurze wie dieser aus Glasperlen und Baumwolle oder anderen Pflanzenfasern verweisen auf wechselseitige Aneignungen.

So machte Koch-Grünberg die Erfahrung, dass der vermeintlich billige Plunder bei den Frauen seiner Tauschpartner äußerst beliebt war und je nach Gruppe unterschiedliche farbliche Präferenzen vorherrschten. Die Perlen stammten überwiegend aus der Region um Gablonz an der Neiße bzw. Jablonec nad Nisou im heutigen Tschechien, wo Rocailles und andere Glasprodukte bereits im 18. Jahrhundert als Massenware industriell und vor allem für den Export hergestellt wurden.

Im Design nahmen die Schurze der indigenen Frauen im Amazonasgebiet Muster auf, die ähnlich auch in der Körperbemalung und bei anderen Artefakten wie zum Beispiel Körben zum Einsatz kamen. Dabei wäre es falsch anzunehmen, dass die bereits perforierte Glasperle aus schlichten praktischen Gründen die in der Bearbeitung komplizierteren Naturmaterialien verdrängte. Für die indigenen TauschpartnerInnen von Theodor Koch-Grünberg waren die Perlen hochbegehrte Primärmaterialien für Körperschmuck, ähnlich wie Federn, Tierzähne, Krallen, Fasern oder Samen. Alle diese Materialien tragen für sie die Handlungsmacht ihrer spirituellen Besitzer und Überbringer in sich. Für viele indigene Gruppen im Amazonasgebiet entstehen und bestehen menschliche Körper in der Kombination solcher Elemente, die von außen kommen und das Beziehungsnetzwerk unterschiedlicher Lebewesen stabil halten. Die Farben der Glasperlen tragen ebenso wie beispielsweise die Farben von Federn eine eigene lebendige Bedeutung. All diese Elemente gehören zu einem Wertsystem mit eigener Logik.

Laut den Ye'kwana, die im Südosten Venezuelas und im Norden Brasiliens leben, ist ihr eigener Schöpfer Wanaadi bzw. Majaanuma der

Urheber der Glasperlen. Der Held im Mythos Kwamaashi, Enkelsohn von Wanaadi, wurde von seinem Großvater mit Glasperlen ausgestattet, um den Jaguar zu töten, der seine Mutter ermordet hatte. Auf den gleichen Schöpfungsakt führen die Ye'kwana auch verschiedene Farben zur Körperbemalung und das hölzerne Schwert zurück, mit dem Kwamaashi, bemalt und geschmückt mit Glasperlen, den Jaguar schließlich zur Strecke brachte. Die Glasperlen sind der Schlüssel zur Schönheit, die als mächtige Waffe gegen den Feind wirkte und den Ye'kwana bis heute Stärke verleiht.

Bis heute bevorzugen die Ye'kwana ebenso wie viele andere indigene Gruppen in Amazonien die qualitativ aus ihrer Sicht besonders hochwertigen tschechischen Glasperlen für ihr Kunsthandwerk, das zum Verkauf, insbesondere aber für den Eigengebrauch gefertigt wird. Glasperlen sind dabei Ausdruck von Beziehungen zum «Anderen», der Innovation hervorbringt und das «Eigene» bereichert, indem er das Netzwerk erweitert. Artefakte aus Glasperlen zeugen dabei in eindrücklicher Weise von der Dynamik ästhetischer Praktiken im Amazonasgebiet.

Andrea Scholz

FEDERMANTEL, HAWAI'I

Prächtige Mäntel mit leuchtend roten und gelben Federn waren Rangabzeichen jener Könige, die im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert auf den Inseln von Hawai'i herrschten. Sie verliehen ihren königlichen Trägern einst Stolz, Würde und Macht. Starb der Besitzer, wurden sie weitervererbt. Vielfach meinte man jedoch, sie brächten Schaden, Krankheit und Krieg, wenn sie von einem anderen Körper getragen würden. Aus diesem Grund hatte man diese prächtigen Königsmäntel immer wieder auch an europäische Seeleute verkauft, deren Schiffe in Hawai'i anlegten. Die ursprünglich 1772 von Friedrich dem Großen gegründete Preußische Seehandlung sollte verstärkt ab 1820 den Seehandel mit Hilfe einer immer weiter ausgebauten Flotte intensivieren und nahm dabei vor allem Südamerika und den Pazifik in den Blick. Ihre Schiffe liefen dabei immer häufiger auch Hawai'i an.

Der Federmantel in der Sammlung des Berliner Ethnologischen Museums stammte von dem hawai'ianischen König Kauikeaouli (Kamehameha III.) und wurde ursprünglich von dessen Vater getragen, der einige Jahre zuvor noch Adalbert von Chamisso kennengelernt hatte, der an einer russischen Expedition in den Pazifik teilgenommen hatte. Das Schiff «Princess Louise» der Preußischen Seehandlung hatte 1825 Kurs auf Hawaii genommen. Der hawaiianische König soll mehrmals an Bord gekommen sein, während das Schiff vor Anker lag, und wurde dabei stets mit königlichem Salut von den Geschützen geehrt. Als es drei Jahre später wieder ablegte, übergab König Kauikeaouli dem Kapitän den prächtigen Federmantel seines Vorfahren als diplomatisches Geschenk für den preußischen «Amtskollegen» Friedrich Wilhelm III. Getragen wurde er von Kamehameha I. bei verschiedenen Ereignissen von historischer Tragweite, so zum Beispiel in der Schlacht zur Unterwerfung der Sandwich Inseln.

Als Mantel und Begleitschreiben im März 1829 Friedrich Wilhelm III. übergeben wurden, sah dieser darin eine Huldigung und leitete beides an die Kunstkammer des Berliner Schlosses weiter. Von dort gelangte das majestätische Kleidungsstück später in das Völkerkundemuseum und avancierte zu einem wahren Spitzenstück der Sammlung.

1830 lief die «Princess Louise» wieder mit Ziel Hawai'i aus und hatte die Gegengaben Friedrich Wihelms III. für den hawai'ianischen König an Bord, darunter prunkvollen Pferdeschmuck mit Sattel und Pistolenhalf-

ter, eine Gardeuniform mit Schwarzem Adlerorden und Degen sowie ein Portrait und ein Schreiben von Friedrich Wilhelm III. Diese Geschenke waren Ausdruck der preußischen höfischen Kultur. Geschenk und Gegengabe folgten einem Muster, das die Kontakte zwischen indigenen und fremden Herrschern kennzeichnete.

Das Leben auf Hawai'i war damals bereits in einem tiefgreifenden sozialen, politischen und kulturellen Umbruch begriffen. Missionare kamen auf die Inseln und immer mehr Fremde siedelten sich an. Diese äußere Einflussnahme führte verstärkt zu kriegerischen Auseinandersetzungen zwischen den hawai'ianischen Herrschern, an denen sich auch Europäer und Nordamerikaner beteiligten, ehe die Inselgruppe Ende des 19. Jahrhunderts von den USA annektiert wurde.

Hermann Parzinger

EKORI, NAMIBIA

Das *Ekori* ist ein Kopfschmuck, den Herero-Frauen vor dem kolonialen Kontakt in Namibia trugen. Es wurde aus Leder gefertigt und mit Eisenperlen und aufwändigen Lederstickereien verziert. Das *Ekori* war Teil eines Mode-Ensembles, bestehend aus einem Stirnband, das zusammen mit einem wunderschön gearbeiteten Umhang sowie mit Halsketten, Arm- und Beinschmuck, die alle mit Perlen aus Eisen oder Straußeneierschalen verziert waren, getragen wurde.

Der Kontakt mit Missionaren und Missionarinnen im späten 19. Jahrhundert veränderte diese Art der Mode. Sie führten Kleider im viktorianischen Stil ein und verboten Frauen, Leder auf pastoralem Boden zu tragen. Der von 1904 bis 1908 von den Deutschen an den Ovaherero und Nama verübte Völkermord führte dazu, dass eine ganze Generation ihr Wissen nicht mehr an die nächste Generation weitergeben konnte. Die Überlebenden des Völkermords suchten oft Zuflucht in der Nähe von Missionsstationen und schufen langsam, aber stetig eine neue Form der traditionellen Kleidung: das Kleid, das wir als Ovaherero heute tragen. Anstelle von Leder begannen die Künstler und Künstlerinnen Textilien für ihre Kleidung zu verwenden. Dabei erhielt das *Ekori* auch einen neuen Namen, *Otjikaiva*, was wörtlich «Kopfbedeckung aus Stoff» bedeutet. Trotz dieser Einschnitte in das soziale Geflecht der Menschen haben wir Ovaherero neue Wege gefunden, Vergangenheit und Gegenwart zu verbinden und unsere Kunstfertigkeit, unseren Stolz und unsere Identität über unsere Kleidung auszudrücken.

Meine Forschung an den vierzehn *Ekori* in der Sammlung des Ethnologischen Museums Berlin hat mir erstmals ermöglicht, die Kunstfertigkeit vergangener Generationen zu studieren und mich davon inspirieren zu lassen. Zum Vergleich: Im National Museum of Namibia gibt es nur drei *Ekori*. Das Handwerk, die Fertigkeiten und die Bedeutung dieser Kunstwerke sind unseren Jugendlichen nicht bekannt. Ich denke, die *Ekori* sollten nach Hause zurückkehren.

Cynthia Schimming

BIBEL, SÜDOSTINDIEN

Diese Bibel ist ein durch und durch transkulturelles Objekt! An der Entstehung des in Südostindien gedruckten lutherischen Neuen Testamentes in tamilischer Sprache waren Inder wie Europäer beteiligt. Kam die Druckerpresse per Schiff aus Europa, wie auch das Papier und die Druckergesellen, so unterstützten indische Mitarbeiter beim Druck und bei der Übersetzung. Diese kollaborative Arbeitspraxis wurde in der Missionsgeschichtsschreibung negiert zugunsten eines Heldenkults um den leitenden übersetzenden Missionar.

1706 wurde die erste pietistisch-lutherische Mission in der südostindischen Hafenstadt Tranquebar (heute Tharangambadi), zugleich dänische Handelskolonie, am Golf von Bengalen begründet. Initiator war der dänische Hof und das Hallesche Waisenhaus unter der Leitung von August Hermann Francke wurde mit ins Boot geholt, kurz darauf auch die englische Missionsgesellschaft Society for Promoting Christian Knowledge (SPCK). Die dänische Krone ordinierte die Missionare und bezahlte das Salär, Halle bildete mit seiner Universität die Missionare theologisch aus, initiierte mit Hilfe einer eigenen Missionszeitschrift eine reichsweite Spendenkampagne und die englische Missionsgesellschaft unterstützte ebenfalls finanziell und logistisch. Die beiden ersten Missionare Bartholomäus Ziegenbalg und Johann Ernst Gründler lernten nach ihrer Ankunft in Tranquebar die Ortssprache Tamil, die zur drawidischen Sprachenfamilie gehört, und begannen schließlich – dauerhaft unterstützt von Dolmetschern und Sprachlehrern – mit der Übersetzung des zentralen lutherischen Textes in die tamilische Sprache.

Der Papierdruck war in Indien kaum etabliert, als Textspeicher benutzte man Palmblätter. Daher musste eine missionseigene Druckerei und Buchbinderei aufgebaut werden. In Halle arbeitete man nach handschriftlichen Vorlagen aus Indien an tamilischen Lettern und im September 1713 kamen nach monatelanger Schiffsreise eine Presse, die Lettern und drei Druckergesellen in Tranquebar an. Dazu gesellte sich ein Buchbinder, der Gefreiter der dänischen Ostindienkompagnie vor Ort war, und auch bezahlte indische Helfer. Das Papier kam aus England über die SPCK und aus Halle. Der Papiernachschub, auch die unvollständigen Schrifttypensätze, machten der Missionsdruckerei ständige Probleme, und bei so viel Mühen erstaunt es nicht, dass vor allem in Europa der erste tamilische Bibeldruck groß gefeiert und publizistisch ver-

marktet wurde. Das erste Neue Testament in Tamil wurde zum Ausweis eines prosperierenden protestantischen Missionsunternehmens. Daher wurde diese Bibel keineswegs nur in der Konversionsarbeit eingesetzt, sondern gelangte in hoher Stückzahl als emotional aufgeladene, die Ausweitung des *Reiches Gottes* beweisende und zugleich exotische Gabe für finanzkräftige Missionsunterstützer, etwa Hofprediger, Wissenschaftler, Unternehmer, fürstlicher Adel, darunter viele Frauen, nach Europa. Eine Auswirkung des globalen kolonialen Handels war die enorme Zunahme der in Europa verfügbaren religiösen Gegenstände aus verschiedenen Kulturen und Orten der Welt.

Heute wird das Buchobjekt in der Herzog August Bibliothek in der historischen Bibelsammlung einer selbstbewussten welfischen Fürstin aus dem 18. Jahrhundert aufbewahrt. Die verwitwete Fürstin Elisabeth Sophie Marie von Braunschweig-Lüneburg (1683–1767) war eine kämpferische Protestantin, theologische Autorin und Unterstützerin der pietistisch-lutherischen Indienmission. Als Witwe begann sie Bibeln zu sammeln, vornehmlich lutherische Bibeln in allen Sprachen der Welt. So wundert es nicht, dass sie ein Exemplar des ersten in Tamil gedruckten Neuen Testaments in der Ausgabe von 1714 von dem Buchhändler C. S. Jordan erwarb und dieses stolz in ihre Sammlung integrierte. Beim Kauf war es schon durch einen Vorbesitzer prächtig eingebunden worden, in Kalbsleder, teilweise marmoriert, und durch Stempel und Fileten mit Blattgold verziert.

Ulrike Gleixner

KORAN, OSMANISCHES REICH

Als Beute aus den Türkenkriegen am Ende des 17. Jahrhunderts gelangten zwei Koranhandschriften in die Handschriftensammlung der Herzöge in Wolfenbüttel.

Die Konfrontation zwischen Europa und dem Osmanischen Reich, zwischen Christen und Moslems, fand in den Ungarn- und Balkankriegen der Frühen Neuzeit einen Höhepunkt. Während der osmanische Druck auf das Habsburgerreich bis zur Belagerung Wiens 1683 anhielt, konnten nach der türkischen Niederlage die Kaiserlichen in die Offensive gehen. Im Jahr 1685 belagerten sie die strategisch wichtige Festung Neuhäusel (Nové Zámky) im heute slowakischen Donautiefland. Die Belagerungstruppen setzten sich aus Regimentern aus dem gesamten Reichsgebiet zusammen. Darunter war auch das Wolfenbüttelsche Infanterieregiment Bernstorff, das gemeinsam mit den Kontingenten aus den übrigen welfischen Landen nach Ungarn gezogen war.

Die Technik des Buchdrucks wurde im Osmanischen Reich nur sehr zögerlich übernommen. Zwar wurden in Konstantinopel frühzeitig hebräische, armenische und griechische Texte gedruckt, Bücher in türkischer bzw. arabischer Sprache und Schrift hingegen kaum. Viel länger als in den christlichen Ländern behielt die handschriftliche Herstellung von Büchern große Bedeutung. Im Osmanischen Reich zirkulierte der Koran fast ausschließlich in handschriftlicher Form. Dagegen erschien der Koran in arabischer Sprache bereits 1537/38 in Venedig im Druck. Weltweit ist von dieser Ausgabe nur ein einziges Exemplar erhalten geblieben, das erst 1987 in einer venezianischen Klosterbibliothek entdeckt wurde. Es lässt sich nur darüber spekulieren, ob die venezianischen Drucker ihre Ausgabe für den Verkauf im Osmanischen Reich vorgesehen hatten und warum die gesamte Auflage bis auf ein Exemplar verloren ging. Unter protestantischen Gelehrten war die Annahme verbreitet, dass der Papst und die römische Inquisition befohlen hätten, die gesamte Auflage zu verbrennen. Dies ist allerdings durch nichts belegt.

Koranhandschriften waren in Europa im 17. Jahrhundert seltene, exotische und begehrte Kostbarkeiten. Als das christliche Heer 1685 die Festung Neuhäusel eroberte, wurde die osmanische Besatzung niedergemacht und ihr Besitz geplündert. Bei dieser Gelegenheit brachte ein Mitglied des Wolfenbütteler Regiments zwei derartige Stücke in seinen Besitz. Sie sind heute Bestandteil der im 18. Jahrhundert zusammen-

gestellten Handschriftengruppe «Extravagantes» der Herzog August Bibliothek (Cod. Guelf. 239.6 und 7 Extrav.) und tragen folgenden handschriftlichen Eintrag:

Dies buch hat der H. Capitain Gerthumb von dem hochlöblichen Bernstorfschen regiment von die Wollfenbüttelschen, wie auch selber mit im stürmen gewehssen, in Neuheussel beutten gemacht anno 1685 (Eintrag in 239.7 Extrav. vorn)

Vermutlich handelt es sich dabei um den Hauptmann Daniel Hieronymus Gerthum, der die beiden Korane mit in seine Heimat brachte. Seine Tochter heiratete später Johann Georg Eccard, den Mitarbeiter von Leibniz, Professor in Helmstedt und Bibliothekar in Hannover und Würzburg. Wie die beiden Handschriften aber aus Gerthums Händen in die Wolfenbütteler Bibliothek gelangten, ist nicht mehr nachzuverfolgen.

Der Koran kam aber nicht nur als Kriegsbeute in westeuropäische Bibliotheken. Die arabisch-lateinische Koranausgabe von Luigi Marracci, die 1698 in Padua erschien, sicherte die weite Verbreitung des Werks in arabischer Sprache in gedruckter Form. Dass auch noch später in Europa großes Interesse an Koranhandschriften bestand, zeigt sich unter anderem daran, dass die beiden hier vorgestellten Koranhandschriften 1807 in ebenfalls kriegerischen Zeiten zwangsweise von Wolfenbüttel in die Kaiserliche Bibliothek in Paris abgegeben werden mussten. 1815 nach Wolfenbüttel zurückgekehrt, tragen sie bis heute den Besitzstempel mit Napoleons Adler.

Christian Heitzmann

EDEKA, DEUTSCHES KAISERREICH

Mit der Liberalisierung durch die Gewerbeordnung des Norddeutschen Bundes 1869 waren die Strukturen verschwunden, die (ähnlich den Zünften im Handwerk) die Sicherheit des handeltreibenden Mittelstandes garantierten. Um in der Freiheit des Marktes zu bestehen, suchte man zwischen den Konsumvereinen der Kunden und den kapitalkräftigen Warenhäusern nach neuen Formen der Selbstorganisation. Die Lösung lag einerseits in der Komplettierung des Sortiments. Der Handel frischer Fisch-, Fleisch- und Pflanzenprodukte, der bis dahin durch lokale Wochenmärkte geschehen war, wurde mit dem Verkauf globaler Nahrungsmittel kombiniert. Nun kamen auch Süd-Früchte, Gewürze, Kaffee, Tee, Zucker, Kakao, Tabak, Speiseöle und Lebensmittel-Konserven aller Art ins Angebot. Das andere Novum war die Bildung von Genossenschaften des kaufmännischen Einzelhandels, die ihren Einkauf gemeinsam organisierten. In Hamburg etwa hatte sich das 1866 aufgelöste «Kramer-Amt» 1872 als «Verein der Gewürzhändler» neu gegründet, bevor es 1886 dem Geist der neuen Zeit entsprechend zur Umbenennung in «Verein der Kolonialwarenhändler von 1872 Hamburg» kam. 1906 bestanden im Deutschen Reich bereits 208 Einkaufs-Vereinigungen des Einzelhandels, die zum Beispiel in Frankfurt, Halle, Berlin und Görlitz auch den Begriff Kolonialwaren im Namen führten. Zunächst nur auf regionaler Ebene vorhanden, waren diese Genossenschaften dem Wettbewerb des Überseehandels aber noch immer nicht gewachsen. Nach dem Scheitern der «Zentraleinkaufsgesellschaft deutscher Kolonialwarenhändler» wurde daher 1907 in Leipzig ein «Verband deutscher kaufmännischer Genossenschaften e.V.» gegründet, der auch die finanzielle Absicherung der Angehörigen seiner 23 Regionalverbände übernahm. Der erste Direktor, Karl Biller aus Oldenburg, erkannte die Bedeutung des Marketings, gründete 1908 einen eigenen Verlag (Deutsche Handels-Rundschau) und 1910 die Reklame-Abteilung.

Nach einer Umfrage, die rationale Vorschläge wie Pug (preiswert und gut) verworfen hatte, erwarb Biller 1911 vom Berliner Verband seines späteren Nachfolgers Fritz Bormann das dort seit 1898 bestehende Muster und den Namen: «Einkaufszentrale der Kolonialwarenhändler im Halleschen Torbezirk zu Berlin E.d.K.». Das Jugendstil-Logo enthält auch die Langfassung EDEKA, die nun zur Marke erklärt wurde, wobei das K ursprünglich Kolonialwaren bedeutete, aber eben auch als Kleinhandel

oder Kaufmännisch gelesen werden konnte. Die komplexen Strukturen dieses wie ein Konzern agierenden Genossenschaftsverbandes und sein Verhältnis zum Großhandel wurden schon bald zum Gegenstand von Dissertationen und Spezialstudien. Beim Jubiläum der Edeka versammeln sich 1957 fast 18 000 Einzelhändler, die über 40 000 Geschäfte repräsentieren. Ihre Läden erscheinen auf Ansichtskarten der Nachkriegsjahre gleichberechtigt neben Kirche, Schule, Rathaus oder Tankstelle. Aktuell bilden noch 4700 «machtbewusste» Einzelunternehmer die Basis des Unternehmens.

Michael Matthiesen

SAROTTI-MOHR, DEUTSCHLAND

Die Ernte der Kakao-Bohnen war und ist Kinderarbeit. Ursprünglich ein Rauschmittel der Maya und Azteken, wurde die Schokolade im 19. Jahrhundert als Genussmittel zur weltweiten Massenware. Auch in Berlin entstanden Confiserien, die nach Pariser Vorbild Pralinés herstellten, gleich zwei von ihnen hießen Felix & Sarotti. Die Bedeutung des Namens ist ungeklärt, an einer Firma war auch der Vater des Soziologen Georg Simmel beteiligt. 1868 vereinigte der schwäbische Kaufmann Hugo Hoffmann die Konkurrenten unter einem Dach in der Mohrenstraße, deren altpreußischer Name immer wieder Kontroversen ausgelöst hat. Das prominente Geschäft, Fontane erwähnt es in *Cécile* und in *L'Adultera*, floriert und zieht in die Friedrich- und dann in die Belle-Alliance-Straße um. 1912 wird die Fabrikation nach Tempelhof ausgelagert. Zeigten die Tafeln bis dahin nur Bilder märkischer Milchkühe oder eines Honig schleckenden Bären, so änderte sich dies ab 1908 durch die Kooperation mit dem Berliner Werbegraphiker Julius Gipkens (1883–1960), der für seine expressionistische Plakatkunst kräftige Farben und ornamentales Dekor verwendete, ergänzt durch kleine Accessoires. Auf einer Sarotti-Schachtel erscheint ein gelber Kakadu, bei anderen Marken ein Polospieler oder ein kleiner Hund. 1911 wurde dann auch der koloniale Aspekt sichtbar, als nach Art sogenannter «Völkerschauen» stereotypisierte Jugendliche mit Lendenschurz eine Staude «Kamerun-Bananen» tragen.

In München schuf der Werbedesigner Ludwig Hohlwein (1874–1949), der gern konkrete Gesichter in seiner Reklame verwendete und später mit politischen Plakaten im Sinne der NS-Heroik (Olympia 1936) bekannt wurde, um 1913 einen «Palmin-Mohren». Das importierte Kokosfett musste sich vor dem Weltkrieg gegen die Konkurrenz der Butter- und Margarineindustrie behaupten und benötigte dazu einen Sympathieträger. Dieser Coco trat dann in den Bildergeschichten als Freund des weißen Küchenpersonals auf, während die Verpackung des Palmins auf das abstrakte Mannheimer Wappen reduziert blieb *(Abb. 1)*.

Der später weltbekannte «Sarotti-Mohr» taucht erstmals zum Jubiläum der Firma im Sommer 1918 auf in Form einer Gruppe von drei kleinen Figuren, die auf Tabletts Schokolade bringen (Warenzeichenblatt 1919) *(Abb. 2)*.

Doch die weitere Entwicklung des Markenzeichens verlief komplizierter als bisher bekannt. Tatsächlich hat man bei Sarotti ein ganzes

Jahrzehnt mit dem Motiv experimentiert. 1911 war in Hugo von Hofmannsthals *Rosenkavalier* «ein kleiner Neger in Gelb» erschienen, der ein Präsentierbrett mit der Schokolade trägt. Er hat auch den letzten Auftritt und holt noch ein Taschentuch von der Bühne, bevor der Vorhang fällt. Während Jean-Étienne Liotard 1744 mit seinem *Wiener Schokoladenmädchen* noch eine klassische Dienerin darstellte, findet sich die kleine Figur bereits in William Hogarths *Morgendlicher Empfang der Comtesse* (1743) als bürgerliche Adaption des Kammer-Mohrs europäischer Fürstinnen, der sich wiederum an osmanischen Vorbildern orientierte. Satire und Oper haben den jugendlichen Mohren auf das ‹Kindchenschema› (Konrad Lorenz) reduziert, und der Werbedesigner ersetzte das cremefarbene Haremskleid durch Uniformelemente einer Comic-Figur, den gestreiften Turban mit dem Signet der Firma sowie voneinander abgesetzt Weste und Hose. Die eigentlich ‹diskriminierenden› Streifen (Michel Pastoureau) waren durch Landsknechte und Revolutionen zu Signalelementen der bürgerlichen Gesellschaft geworden. Der Sarotti-Mohr trat nun in zwei Gestalten auf: als die Schokolade reichender Werbe-Mohr, der in der Weimarer Republik in den Markenzeichen des Patentamts neben dem schwarzen auch ein asiatisches oder weißes Gesicht und europäische Kleider tragen kann. Die andere Variante schwingt eine Fahne mit dem Firmennamen, wobei man auch an Zirkus- oder Sportmotive denken mochte. Der Zukunft zugewandt findet sie sich zunächst auf dem Einband einer Festschrift 1928 und wird später zum Firmensymbol. Dieser Mohr bekommt weder ein markantes

Mienenspiel noch die konkrete Präferenz einer Herkunft – wie der den orientalischen Fez tragende Knabe des Meinl-Kaffees oder die «Prinzessin von Schokoland» eines Kinderbuchs, mit dem Sarotti 1922 und parallel zur Anmeldung von Mohren-Prinzen als Warenmarken eine individualisierende Strategie verfolgt hatte. Sie gelangte in schmuck- und farbenreichen Bildern auch auf die Schachteln der Sarotti-Pralinen.

Das Design der «Ur-Mohren» von 1918 setzte sich dann aber durch, in der die Fahne der Firma tragenden Variante mit der besonders wirkungsvollen Kombination des flächigen Blau und Rot (die Farben von Haiti und von Paris), die Gipkens auch schon bei abstrakten Reklamemotiven für Sarotti verwendet hatte. Das exotische Kind bot als Mehwert eine soziale Phantasie: der niedliche Diener höherer Stände wird zum konsumierbaren Genuss für das Publikum im Alltag. Als die Zeitschrift *Gebrauchsgraphik (International Advertising Art)* Gipkens 1932 zu dessen Schokoladen-Packungen interviewte, wurde der Sarotti-Mohr nicht erwähnt und nur der Vogel von 1912 abgebildet. Gipkens emigrierte dann mit seiner Familie in die USA und ist in der Schweiz verstorben. Der Mohr aber blieb im «Dritten Reich» und wurde nach 1945 in Werbefilmen sogar lebendig. Eine interne Revision der längst weiterverkauften Marke Sarotti hat ihn dann 2004 in einen goldenen Magier verwandelt, der mit den Sternen spielt.

Michael Matthiesen

Essay

David Armitage

John Locke, die Kolonien und die Verträge

Verträge sind die wohl verbreitetsten, die alles durchdringenden und dabei doch die am wenigsten begriffenen Bausteine der heutigen internationalen Ordnung. Von Zeit zu Zeit platzen Verträge in das öffentliche Bewusstsein, weil wir uns erinnern, wie wichtig sie dafür sind, die Regeln festzulegen, welche unser Leben und das von Menschen weltweit bestimmen. Denken wir nur, um einige der wichtigsten Beispiele zu nehmen, an solche juristischen Instrumente wie den NATO-Vertrag, das Statut des Internationalen Strafgerichtshofs, die Gründungsverträge der Europäischen Union oder das Pariser Klimaabkommen. Solche Verträge sind das Merkmal einer Welt, die in zunehmendem Maß von bilateralen und multilateralen Abkommen bestimmt wird, besonders – aber nicht ausschließlich – solchen zwischen Staaten. Dabei ist die Ausbreitung von Verträgen ein relativ junges, ein spezifisch neuzeitliches Phänomen. Als Gottfried Wilhelm Leibniz in seiner Eigenschaft als Hofarchivar des Kurfürsten von Hannover 1693 eine Sammlung von Verträgen zusammenstellte, umfasste diese 224 Aktenstücke.[1] Derzeit sind über 50000 Verträge in Kraft, das ist binnen wenig mehr als dreihundert Jahren eine Zunahme um mehr als den Faktor 2000.[2] Wir sind so etwas wie globale Gulliver, eingesponnen in ein weltweites Netz von Verträgen. Wie das gekommen ist, haben sich wenige Historiker gefragt. Das mag ein Grund dafür sein,

1 Gottfried Wilhelm Leibniz (Hg.): Codex juris gentium diplomaticus, in quo tabulae authenticae actorum publicorum tractatuum, aliarumque rerum majoris momenti per Europeam gestarum … continentur, Hannover 1693.

2 United Nations Treaty Collection: https://treaties.un.org/.

dass sich seitens der Ideengeschichte bislang so gut wie nicht mit der Geschichte der Verträge befasst worden ist.

Um mit ihm die Freilegung der Ideengeschichte der Verträge zu beginnen, empfiehlt sich der englische Philosoph John Locke (1632–1704) auf den ersten Blick vielleicht nicht besonders. Sein philosophisches Hauptwerk, der *Essay Concerning Human Understanding* (1690), hat zu diesem Thema wenig zu bieten. Und sein wichtigstes Werk zur Politik, die *Two Treatises of Government* (1690), ist zwar ein grundlegender Beitrag zur Tradition des Gesellschaftsvertrages, wird aber kaum je als ein Beitrag zur Theorie der internationalen Beziehungen zitiert. In einem Essay habe ich selber noch vor einigen Jahren formuliert, dass Lockes Anstrengungen, «die Beziehungen zwischen den Völkern und zwischen den Staaten zu begreifen, Normen für die internationalen Beziehungen herzuleiten oder die Weltgesellschaft seiner Zeit zu beschreiben und zu analysieren, ziemlich kurz und sporadisch gewesen» seien, und deutete an, dass diese gedankliche Lücke bei ihm eigentlich rätselhaft sei.[3] Auf dieses Rätsel komme ich jetzt zurück. Ich habe nämlich, wie beinahe jeder, der sich mit Locke beschäftigt hat, glatt übersehen, sowohl in Bezug auf das Spektrum der von ihm veröffentlichten Werke als auch in Bezug auf biographische Einzelheiten, in welchem Ausmaß er sich tatsächlich für Verträge interessiert hat.

Angefangen von den 1650er Jahren bis knapp vor seinem Tod fünfzig Jahre später ist über diese ganze Zeitspanne seines Lebens und seiner Schriftstellerei Lockes Befassung mit diesem Thema anhaltend und zugleich ganz unterschiedlich. Diese Seite an ihm ergab sich zum Teil aus den Amtsgeschäften, die er nicht als Philosoph oder politischer Schriftsteller, sondern als Angestellter des englischen Aristokraten Anthony Ashley Cooper wahrnahm, des späteren ersten Earl of Shaftesbury, und als Verwaltungsbeamter unter Karl II. und Wilhelm III. In all diesen Ämtern war Locke insbesondere in die atlantischen Kolonialverwaltungsangelegenheiten des ausgehenden 17. Jahrhunderts eingebunden, von Irland über die Karibik bis hin, und ganz besonders, zu den zentralen Territorien Nordamerikas. Von 1672 bis 1675 war er Sekretär der Lords Proprietors of Carolina, der englischen Kolonie im heutigen North- und South Carolina, für die

3 David Armitage: John Locke's International Thought, in: Ian Hall und Lisa Hill (Hg.): British International Thinkers from Hobbes to Namier, London 2009, S. 33.

4 Ders.: John Locke: Theorist of Empire?, in: Sankar Muthu (Hg.): Empire and Modern Political Thought, Cambridge 2012, S. 84–111.

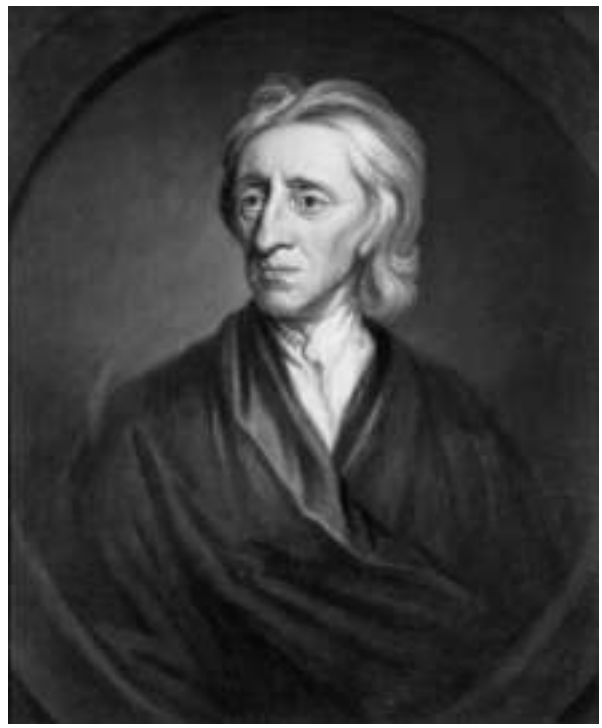


Abb. 1
An der Spitze der Verwaltung: John Locke als Erster Sekretär des englischen Board of Trade. Porträt von Godfrey Kneller, 1697.

Cooper und seine Miteigentümer warben. Als alter Mann, zwischen 1696 und 1700, war er der Erste Sekretär des englischen Board of Trade, derjenigen Behörde also, die sowohl den Überblick über Englands Kolonial- und Außenhandel als auch über das einheimische Gewerbe in Großbritannien und Irland besaß *(Abb. 1)*.[4]

In diesen Funktionen, die ihn in amtlicher Eigenschaft mehr als zehn Jahre lang und in freierer Form noch länger beschäftigt haben, hatte Locke sich mit den in den einschlägigen internationalen Verträgen getroffenen Bestimmungen auseinanderzusetzen und damit, was sich daraus für die Souveräne, Völker und Territorien ergab, mit welchen er es zu tun hatte. Unter diesen Souveränen befanden sich nicht nur Staaten, sondern auch indigene Völker und Handelskompanien – die Jahrzehnte nach 1648 reduzieren sich eben nicht auf die berühmte, von gegenseitiger Anerkennung bestimmte Staatenwelt des Westfälischen Friedens, sondern die Landschaft souveräner Entitäten ist viel komplexer. Die Schahs in Südasien, nordamerikanische Sachems, Korporationen und Föderationen behaupteten alle ihre Souveränität, und Verträge zu schließen war, wie Locke aus eigener Erfahrung und als belesener Mann wohl wusste, ein Hauptmerkmal ihrer Souveränität.

Dass Locke seine Aufmerksamkeit Verträgen zuwandte, hat nicht erst mit seiner Verwaltungstätigkeit angefangen. Tatsächlich datiert das bereits vom Start seiner öffentlichen Laufbahn. Buchstäblich sein literarischer Erstling, im Alter von 22, war ein Panegyrikus auf einen Vertrag. Im April 1654 schloss Oliver Cromwell mit den Niederlanden den Vertrag von Westminster, der den Ersten Englisch-Holländischen Krieg beendete. Kurz danach brachte die Universität Oxford zur Erinnerung daran eine Festschrift heraus, die *Musarum Oxoniensium* Ελαιοφορία. Locke, damals Student oder Fellow von Christ Church, Oxford, trug zwei Gedichte bei, eines in Latein, das andere in Englisch. Auf Lateinisch pries er Oliver Cromwell, dass er sowohl Augustus als auch Julius Cäsar darin überlegen sei, «im Frieden die Welt zu regieren, die er durch Krieg gewann». Auf Englisch pries er in ähnlich barocken Wendungen die englische Marine nicht etwa für ihren Sieg über die Holländer, sondern dafür, dass sie durch eine Verbindung von Gegensätzen Frieden gebracht habe. Dieser Akt erinnere an die von Lukrez beschriebene Weltentstehung:

… if to make a World's but to compose
The difference of things, and make them close
In mutuall amitie, and cause Peace to creep
Out of the jarring Chaos of the deep:
Our ships do this; so that whilst others take
Their course about the World, Ours a World make.[5]

Das war nicht nur Lockes erste Veröffentlichung. Die *Musarum Oxoniensium* Ελαιοφορία war auch die allererste englische Gedichtsammlung zum Andenken an einen Vertragsabschluss. Dies Buch ist also selber ein Beweis für das um die Mitte des 17. Jahrhunderts entstehende Vertragsbewusstsein.[6] Lockes Lebensspanne, die Zeit also von den 1630er Jahren bis zum ersten Jahrzehnt des 18. Jahrhunderts, deckt sich haargenau mit den Jahrzehnten, in denen das Vertragsbewusstsein unter den europäischen Gebildeten sich verbreitet hat. Diese Periode erlebte eine Medienrevolution, speziell in der Presse, und Verträge haben davon in besonderer Weise profitiert.[7] In billigen Drucken erschienen Darstellungen davon, wie Verträge unterzeichnet, rati-

5 Musarum Oxoniensium Ελαιοφορία, Oxford 1654, S. 45, 94–95; John Locke: Literary and Historical Writings, John Milton (Hg.), Oxford 2019, S. 1–5, 191–192.

6 Edward Holberton: Poetry and the Cromwellian Protectorate. Culture, Politics, and Institutions, Oxford 2008, S. 67–78.

7 Benjamin Durst: Archive des Völkerrechts. Gedruckte Sammlungen europäischer Mächteverträge in der Frühen Neuzeit, Berlin/Boston 2016.

fiziert und zelebriert werden. Ihnen zugrunde lag, was auch relativ neu war, das entsprechende Gemäldesujet; das ging so bis ins 20. Jahrhundert, als die Photographie die Malerei in dieser Funktion dann im Allgemeinen ablöste. Neue Formen der festlichen Begehung bildeten sich seit den 1680er Jahren heraus, etwa eigens zu den Verhandlungen oder den Vertragsabschlüssen komponierte Musikwerke. Damals wurden auch in der Diplomatenausbildung die Grundlagen des Völkerrechts und die Technik der Verhandlungsführung immer wichtiger. Locke selber bemerkt in seinen *Thoughts Concerning Education* (1693):

> Sofern er sich in dem allgemeinen Teil des bürgerlichen Rechts gut auskennt, d.h. nicht in der Verzwicktheit der Einzelfälle, sondern auf der Basis des Vernunftrechts in den Geschäften und im Verkehr zivilisierter Nationen im Allgemeinen, sofern er des Lateinischen mächtig ist und eine schöne Hand schreibt, wird ein tüchtiger, gut erzogener junger Mann seinen Weg in der Welt schon allein machen. Man kann sich ziemlich sicher sein, dass er überall eine Anstellung und Wertschätzung finden wird.[8]

Eine solche Investition in das Wissen um die «Geschäfte und den Verkehr zivilisierter Nationen» war unerlässlich geworden, und Locke exemplifiziert diese Zeitrichtung. Sammlungen von Verträgen wurden von ihm studiert und angeschafft. Das neuzeitliche Genre Vertragssammlung war in den 1640er Jahren entstanden, als Locke ein Teenager war, und es erreichte seinen Höhepunkt in Großbritannien mit der Publikation von Thomas Rymers vierzehnbändigem Kompendium, den *Foedera*, die in Lockes Todesjahr, 1704, bei seinen Verlegern Awnsham und John Churchill erschienen.[9] Locke war ein früher Förderer dieser neuen Literatur, und er war jemand, der sie immer wieder konsultierte. Das Sammeln und das Studieren von Verträgen hat ihn mit den Kenntnissen sowohl für seine praktische Verwaltungstätigkeit in den Kolonien als auch für seine theoretischen Überlegungen als politischer Philosoph ausgestattet.

In den 1660er Jahren stand Locke in vorderster Front des entstehenden Vertragsbewusstseins, als er nämlich einige Monate als Legationssekretär bei dem englischen Gesandten in Cleve zu-

8 John Locke: Some Thoughts Concerning Education, John W. Yolton and Jean S. Yolton (Hg.), Oxford 1989, S. 239.

9 Thomas Rymer (Hg.): Foedera, conventiones, literae et cujuscunque generis acta publica, inter reges Angliae, et alios quosvis imperatores, reges, potifices, principes vel communitates, London 1704–1717.

brachte, Sir Walter Vane. Während seines Aufenthalts dort bat ihn der Diplomat Sir William Godolphin, ihm eine Vertragssammlung zu besorgen. Im Januar 1666 berichtete Locke, es sei ihm gelungen. Er hatte ein Exemplar einer der ersten dieser Kompilationen aufgetrieben, das *Theatrum Pacis* (1663) von Johann Andreas Ender und Christoph Peller.[10] Nur war Locke der Ansicht, dieses lateinische Kompendium der europäischen Verträge von 1647 bis 1660 sei «doppelt so dick wie nötig», denn es wartete auch mit der deutschen Übersetzung auf. Ein paar Wochen nach Erwerb dieses Druckwerks schickte ihm ein Korrespondent noch handschriftliche Kopien von Verträgen zwischen dem Kurfürsten von Brandenburg und den Niederlanden; nachher entschuldigte er sich dafür, dass er nicht auch Kopien der holländischen Verträge mit dem Bischof von Münster habe beschaffen können.[11] Obwohl Locke später die Posten eines Legationssekretärs in Spanien und in Schweden angeboten bekam, hat er diesen frühen Flirt mit einer Karriere in der internationalen Diplomatie nicht fortgesetzt. Unvermindert angehalten hat aber sein Interesse an Verträgen.

Aus Sicht der Zeit hat Locke damals in dem Vertragsverkehrswesen, das sich in Europa seit den 1640er Jahren ausbreitete, doch eher eine unbedeutende Stellung eingenommen, er war ein kleiner Agent, nicht mehr. Dabei ist es auch sein ganzes späteres Berufsleben hindurch geblieben. Noch ein Beispiel: Zehn Jahre nach seinem Aufenthalt in Cleve, er reiste gerade in Frankreich, erfuhr Locke von Lord Coopers Agenten, die «sehr raren, umfangreichen Vertragswerke» zwischen England und anderen Ländern seien auf der Insel kaum aufzutreiben; die Engländer waren langsamer als ihre europäischen Partner in der Anfertigung solcher Kompilationen. «Eine gute Sammlung zu bekommen, das heißt eine auf Lateinisch, der üblichen Originalsprache, ist meines Erachtens unmöglich», klagte sein Korrespondent, nur auf Englisch könne er welche bekommen, diese allerdings, meinte er, sogar in großer Zahl.[12] Vermutlich wollte er, dass Locke ihm eine dieser Sammlungen aus Frankreich besorgte. Während seines Exils in Holland, 1684–1688, dürfte Locke in der Bibliothek seines Freundes, des Quäkers und Kaufmanns Benjamin Furly, Zugang zu weiteren dieser Kompendien gehabt haben.[13] Noch spä-

10 Johann Andreas Ender und Christoph Peller (Hg.): Theatrum Pacis, Erben 1663.

11 The Correspondence of John Locke, E. S. de Beer (Hg.), Oxford 1976–1989, I. S. 252, S. 266, S. 271.

12 Correspondence of John Locke, I. S. 517–518.

13 Bibliotheca Furliana, sive catalogus librorum honoratiss. & doctiss. viri Benjamin Furly, Rotterdam 1714, S. 200 (nr. 185), 201 (nr. 196), 214 (nr. 355); Durst: Archive des Völkerrechts, S. 171.

ter bekam er von einem seiner Korrespondenten die gesammelten Beratungsprotokolle zum Frieden von Rijswyk 1697 zugesandt, und 1701 schickte ihm sein Verleger Awnsham Churchill ein Paket mit einer Reihe von Neuerscheinungen, darunter ein Pamphlet zum Teilungsvertrag von 1700.[14] Locke sammelte Verträge für seine Privatbibliothek. In seiner brieflichen Korrespondenz zog er einen Bekannten sogar mit dem Scherz auf, dass, «wenn wir auf die Entfernung uns in unserem Verkehr der üblichen Höflichkeitsformen befleißigen wollten, unser Briefwechsel in ein noch feierlicheres Schrittmaß fiele als die Verträge der Fürstlichkeiten, und wir müssten erst Jahre auf die Präliminarien verwenden».[15] Dem Herausgeber einer der verbreitetsten Vertragssammlungen, dem französischen Historiker Amelot de la Houssaye, würde Locke, der in seiner Bibliothek dessen *Preliminaires des Traitez* (1697) besaß, zweifellos beigepflichtet haben: «Viele tausend historische Begebenheiten wird man niemals richtig verstehen, weil man nicht die Verträge kennt, auf welchen sie beruht haben.»[16]

Als politischer Akteur war John Locke sich jederzeit der Bedeutung bewusst, welche Verträge in dem zeitgenössischen internationalen medialen Umfeld hatten. Seine Amtspflichten in der Verwaltung, besonders die mit Bezug auf die englischen Kolonien und den Handel, hätten die Wahrheit der Bemerkung von de la Houssaye nur erhärtet. In seinen Funktionen als Sekretär des Board of Trade and Plantations, in den 1670er Jahren, und als Mitglied des Board of Trade, in den 90er Jahren, brachte Locke zeitweilig Monate damit zu, Informationen zu den Aktivitäten der Krone, ihrer privaten Handelstätigkeit und ihrer kolonisierenden Körperschaften zu sammeln, auszuwerten und weiterzugeben. Häufig beschränkten Vertragsbestimmungen diese Aktivitäten oder lenkten sie in eine bestimmte Richtung, weil in den Verhandlungen darüber immer wieder Besitztitel, Grenzfragen und Handelsstreitigkeiten auftauchten. Während seiner Zeit am Board of Trade and Plantations, 1673, war Locke beispielsweise an den Streitigkeiten darüber beteiligt, ob England das Recht hatte, Blutholzbäume auf der Halbinsel Yucatán in Mittelamerika zu schlagen. Die spanische Krone bestritt den Engländern das Recht, daraus den wertvollen Farbstoff zu gewinnen, und zwar nach den vertraglichen Bestimmungen des Englisch-Spanischen

14 Correspondence of John Locke, VI, S. 317; VII, S. 477.

15 Correspondence of John Locke, II, S. 592.

16 Abraham Nicolas Amelot de la Houssaye: Preliminaires des traitez faits entre les rois de France et tous les princes de l'Europe depuis le règne de Charles VII, Paris 1697, S. 2; John Harrison and Peter Laslett: The Library of John Locke, Oxford 1971, S. 72 (nr. 83).

Vertrags von 1670, mit dem Spanien, unter anderem, die englischen Rechte «in Westindien oder in jedem Teil von Amerika, welchen der König von Großbritannien und seine Untertanen derzeit innehaben und besitzen» anerkannt hatte. Das Board of Trade and Plantations stellte sich hier auf den Standpunkt, dass es vor diesem Artikel, dem Artikel 7 des Vertrags, den Engländern unbenommen gewesen sei, Blutholzbäume zu schlagen, denn es habe schon vor der Vertragsunterzeichnung «etliche englische Siedler in diesem Teil Yukatáns» gegeben.

Im folgenden Jahr, 1674, war über ähnliche Fragen hinsichtlich von Surinam zu beraten, auf der Basis der Bestimmungen des eben geschlossenen Englisch-Holländischen Vertrags von Westminster, und Locke wurde damit beauftragt, hierzu kurzfristig praktische Vorschläge zu erarbeiten.[17] In demselben Jahr forderte der Secretary of State, der Earl of Arlington, das Board of Trade and Plantations auf, Englands Handelsvertrag mit Portugal zu erneuern. Wieder scheint Locke, in seiner Eigenschaft als Sekretär, derjenige gewesen zu sein, der im Rahmen dieses «Projekts» damit betraut war, im Oktober und November 1674, die Akten zusammenzustellen und Kaufleute zu finden, die über den bestehenden Vertrag und dessen Handhabung Auskunft zu geben wüssten.[18] Das Bild, welches wir von Locke aus diesen Jahren erhalten, ist das eines tüchtigen, umsichtigen Beamten, dem von seinen Vorgesetzten zugetraut wird, nicht ganz leichte Geschäfte zu übernehmen, und der sich eben besonders gut mit Verträgen und der Vertragspraxis auskennt. Das rundet unser Wissen um die einschlägigen Recherchen Lockes ab, die er von Cleve an, ab den siebziger Jahren, angestellt hat.

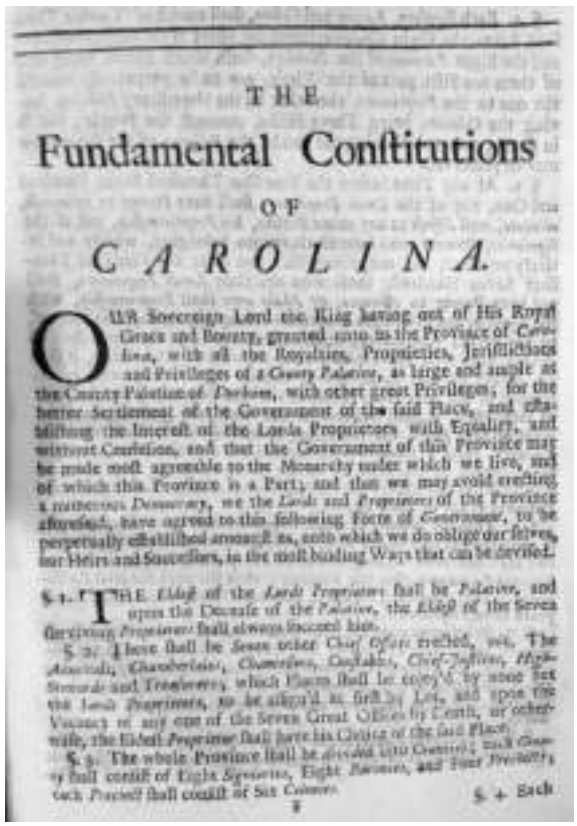
Lockes Interesse an Verträgen hat sich in dieser Phase nicht auf Europa und dessen Souveräne beschränkt. Als jemandem, der in den späten 1660er und frühen 1670er Jahren in der Kolonialverwaltung für die Proprietors of Carolina tätig war, wurde ihm bewusst, dass indigene Völker in Amerika diplomatisch aktiv wurden und ihrer Souveränität und Ebenbürtigkeit durch den Abschluss von Verträgen Ausdruck gaben. 1669 hatten die Proprietors ihrer Kolonie eine Art Verfassung gegeben, *The Fundamental Constitutions of Carolina (Abb. 2)*. Als Sekretär soll Locke schon an deren Urfassung nicht unerheblich mitgewirkt haben, später,

17 Journals of the Council for [Trade and] Foreign Plantations (1673–74). Phillipps MS 8539, pt. 1. Library of Congress, Washington, DC.

18 Phillipps MS 8539, pt. 1.

19 David Armitage: John Locke, Carolina, and the Two Treatises of Government, in: Political Theory 32, 5 (October 2004), S. 602–27.

20 The Fundamental Constitutions of Carolina (1. März 1669/70), §§ 97, 35, 50.



THE

Fundamental Constitutions

OF

CAROLINA.

OUR Sovereign Lord the King having out of His Royal Grace and Bounty, granted unto us the Province of Carolina, with all the Royalties, Propieties, Jurisdictions and Privileges of a County Palatine, as large and ample as the County Palatine of Durham, with other great Privileges, for the better Settlement of the Government of the said Place, and establishing the Interest of the Lords Proprietors with Equality, and without Confusion, and that the Government of this Province may be made most agreeable to the Monarchy under which we live, and of which this Province is a Part; and that we may avoid erecting a numerous Democracy, we the Lords and Proprietors of the Province aforesaid, have agreed to this following Form of Government, to be perpetually established amongst us, unto which we do oblige our selves, our Heirs and Successors, in the most binding Ways that can be devised.

§ 1. THE Eldest of the Lords Proprietors shall be Palatine, and upon the Decease of the Palatine, the Eldest of the Seven surviving Proprietors shall always succeed him.

§ 2. There shall be Seven other Chief Offices erected, viz. The Admiralty, Chamberlain, Chamberlain, Constable, Chief-Justice, High-Steward and Treasurer, which Places shall be enjoyed by none but the Lords Proprietors, to be assigned as first by Lot, and upon the Vacancy of any one of the Seven Great Offices by Death, or otherwise, the Eldest Proprietor shall have his Choice of the said Place.

§ 3. The whole Province shall be divided into Counties; each County shall consist of Eight Signories, Eight Baronies, and Four Precincts; each Precinct shall consist of Six Colonies.

§ 4. Each

Abb. 2
Souverän ist, wer Verträge schließen kann: «The Fundamental Constitutions of Carolina» (1698), an deren Urfassung John Locke als Sekretär der Kolonialverwaltung mitgewirkt hat.

1682, war er jedenfalls an der Überarbeitung dieser Urkunde beteiligt.[19] Es ist beachtlich, dass die *Fundamental Constitutions* an zwei Stellen die Autonomie der Ureinwohner, der «*Natives* of that Place» (d.h. Carolina), anerkennen, an der ersten mit Bezug auf die Religionsverhältnisse, an der zweiten mit Bezug auf ihre Befähigung, an vertraglichen Vereinbarungen zwischen Souveränen teilzunehmen – das wird aufgezählt unter «*State Matters*, *Dispatches* and *Treaties* with the neighbor *Indians*» –, und auf das Recht jedes der indianischen Nachbarn der englischen Kolonie («any of the neighbor Indians»), Krieg zu führen und Bündnisse und Verträge («*War*, *Leagues*, *Treaties*, &c.») zu schließen.[20]

Der erste dieser Punkte verneinte, dass Heidentum die Enteignung des Landbesitzes der Eingeborenen rechtfertigen könnte. Der zweite bejahte, dass die Ureinwohner von Carolina ihre Souveränität genauso wie die europäischen Souveräne geltend machen: durch Kriegführen, Bildung von Allianzen und, am wichtigsten, durch das Schließen von Verträgen. Einige Jahre später, 1682, notierte sich Locke im Zuge seiner Revision der *Fundamental Constitutions* Einzelheiten aus einem zu Beginn des Jahrhunderts abgefassten Bericht über den diplomatischen Verkehr der Ureinwohner mit den Engländern in Virginia. Darin ist in einer Anmerkung zu dem Frieden mit den Indianern, die ein Gemeinwesen waren («Peace made with the Chicohominies *who were a commonwealth*»: Hervorhebung durch den Verfasser), ganz ähnlich die Gleichheit ihrer interkulturellen, ja internationalen Beziehungen anerkannt.[21] Für Locke waren indigene Völker offensichtlich vertragsfähig. Aus Sicht der europäischen Souveräne hatten sie daher als gleichwertige Vertragsparteien zu gelten, besonders dann, wenn sie sich auch als zuverlässig erwiesen *(Abb. 3)*.

Zu seinen völkerrechtlichen Studien kehrte Locke in den 1690er Jahren zurück, als er Mitglied des neuen Board of Trade wurde. In dieser neuen amtlichen Eigenschaft erwarb er eine beispiellose Fachkenntnis bezüglich des Handels und des Gewerbes von England, ebenso nähere Bekanntschaft mit manchen englischen Handelsgesellschaften und deren Konkurrenten. Diese Erfahrungen sind dann in seiner reifen politischen Philosophie in die originellen Darlegungen über den Gesellschaftsvertrag und die Gewaltenteilung eingegangen. Der schönste Beweis für Lockes Vertragsbewusstsein findet sich in seinem Hauptwerk der politischen Philosophie, den *Two Treatises of Government* (1690). In dem *Second Treatise* hängt Lockes Erklärung dafür, dass der Gesellschaftsvertrag aus dem Naturzustand entsteht, von der Fähigkeit «freier, gleicher, unabhängiger» natürlicher Personen oder Individuen ab, miteinander Vereinbarungen zu treffen. Wäre das nicht möglich, dann wäre es unbegreiflich, wie sie je aus dem Naturzustand hätten herauskommen können, um ein funktionierendes Gemeinwesen zu bilden. Das habe nur auf eine Weise geschehen können, «in der Übereinkunft mit anderen, sich zu-

21 John Locke: Lemmata Ethica (post-1659), MS Locke d. 10, Bodleian Library, Oxford.

22 John Locke: Two Treatises of Government, Peter Laslett (Hg.), Cambridge 1988, S. 331 (§ 95). Dt. Ausg.: Zwei Abhandlungen über die Regierung, hg. von Walter Euchner, Frankfurt/M.1977, S. 260.

23 Locke, Second Treatise. S. 330–31 (§§ 95–96). Dt. Ausg., S. 260.

Abb. 3
Locke Island (Edisto Island) im heutigen North Carolina, benannt nach dem Sekretär der Kolonialverwaltung.

sammenzuschließen und in eine Gemeinschaft zu vereinigen».[22] Bei der Fähigkeit, miteinander Vereinbarungen zu treffen, handelt es sich mithin um eine Funktion des vorbürgerlichen Naturzustands, die in die bürgerliche Gesellschaft übergeht. Es verdient Beachtung, dass Locke in seiner diesem Prozess gewidmeten Darlegung, dem achten Kapitel des *Second Treatise*, gelegentlich auch in den Jargon des Korporationswesens fällt: «Wenn eine Anzahl von Menschen darin *eingewilligt hat, eine einzige Gemeinschaft* oder eine Regierung zu bilden, so haben sie sich ihr damit gleichzeitig einverleibt, und sie bilden *einen einzigen politischen Körper*, in dem die *Mehrheit* das Recht hat, zu handeln und die übrigen mitzuverpflichten … mit der Macht, wie ein einziger Körper zu handeln…» [23]

Gemeint ist damit in erster Linie selbstverständlich ein Gemeinwesen oder Staat unter anderen Gemeinwesen oder Staaten. Der von Locke gewählte Jargon schließt es jedoch nicht aus, außer den Staaten auch andere Arten von Korporationen – die Krone, Universitäten, Kommunen oder Handelskompanien – in ebensolchen Begriffen zu konstruieren. Es könnte geradezu sein,

dass ihm hier sogar vorzugsweise Handelskompanien – die Ostindische Kompanie, die Royal African Company oder die Darien Company – als Muster vorgeschwebt haben. Die jeweilige Korporation befindet sich dann «in einem Naturzustand mit der übrigen Menschheit», folglich mit Bezug auf gleicherweise korporativ verfasste Entitäten. Wie bei dem Analogon der persönlichen Beziehungen im Naturzustand «ist die ganze Gemeinschaft gegenüber allen anderen Staaten oder Personen, die dieser Gemeinschaft nicht angehören, ein einziger Körper im Naturzustand».[24] Das bedeutet, sie kann mit anderen ihresgleichen bindende Vereinbarungen eingehen, seien das nun «Staaten oder Personen», das heißt vermutlich juristische Personen mit eingeschlossen.

Locke nennt diese Gewalt, Verträge zu schließen, eine «natürliche», denn vom interpersonalen Naturzustand schlägt sie die Brücke zum internationalen, oder, wie er es ausdrückt, «in etwa entspricht sie der Gewalt, die jeder Mensch von Natur aus hatte, bevor er in die Gesellschaft eintrat».[25] Lockes Überzeugung, dass dieses Vermögen sich durchhält, gibt für seine originelle Theorie der Gewaltenteilung die Rechtfertigung ab. Abgehandelt wird sie im zwölften Kapitel des *Second Treatise* unter der Überschrift «Of the Legislative, Executive, and Federative Power».[26] Er war sich nämlich bewusst, dass die von ihm vorgeschlagene Teilung der Gewalten nicht den üblichen Vorstellungen entsprach, und zwar nicht nur wegen der Teilung, sondern auch wegen der dritten dieser Gewalten. Wie er sie bezeichnet, bezieht sich das buchstäblich auf die Fähigkeit, mit anderen Verträge zu schließen, auf Lateinisch: *foedera*. Was genau ist diese «föderative» Gewalt? Locke gibt seine Definition im § 146 des *Second Treatise*:

… die Gewalt über Krieg und Frieden, über Bündnisse und all die Abmachungen mit allen Personen und Gemeinschaften außerhalb des Staates, und man kann, wenn man will, von einer *föderativen* Gewalt sprechen. Wenn man nur das Richtige darunter versteht, ist mir der Name völlig gleichgültig.[27]

Locke muss klargewesen sein, dass seine Gewaltenteilung nicht den üblichen Vorstellungen entsprach, denn zu deren Darlegung bedurfte es der Prägung eines politischen Neologismus.[28]

24 Locke, Second Treatise, S. 365 (§ 145), dt. Ausg., S. 292.

25 Locke, Second Treatise, S. 365 (§ 145), dt. Ausg., S. 292.

26 Locke, Second Treatise, S. 364–66, dt. Ausg., S. 291–293. Otto Vossler: ‹Federative Power› und ‹Consent› in der Staatslehre John Lockes, in: Eberhard Kaufmann (Hg.): Festgabe für Paul Kirn zum 70. Geburtstag dargebracht, Berlin 1961, S. 223–233; Simone Goyard-Fabre: Refléxions sur le pouvoir fédératif dans le ‹constitutionalisme› de John Locke», in: La pensée liberale de John Locke, Simone Goyard-Fabre (Hg.), Cahiers de Philosophie Politique et Juridique de l'Université de Caen 5 (1984), S. 125–145.

27 Locke, Second Treatise, S. 365 (§ 146), dt. Ausg., S. 292.

28 W. B. Gwyn: The Meaning of the Separation of Powers. An Analysis of the Doctrine from its Origin to the Adoption of the United States Constitution, Den Haag 1965, S. 66–81; M. J. C. Vile: Constitutionalism and the Separation of Powers, Oxford 1967, S. 58–67.

Nicht, dass der Ausdruck an und für sich neu gewesen wäre, aber vor Locke kommt er im Englischen nur an einer Stelle vor, im theologischen Kontext. In Gottes Heilsveranstaltung ist er auf eine andere Bedeutung von *foedera* zu beziehen, auf eine Theorie der «covenants», nicht auf Verfassungsrecht.[29]

Die föderative Gewalt war für Locke eines der Vermögen, welche die Brücke vom Naturzustand zur bürgerlichen Gesellschaft schlagen. Sie war allerdings eng verquickt mit spezifisch englischen Verfassungselementen und der Gewaltenteilung zwischen Krone und Parlament im ausgehenden 17. Jahrhundert. Gestützt auf die praktische Erfahrung mit dem englischen Parlamentarismus argumentierte Locke, dass die Legislative nur zeitweilig tage. Die anderen beiden Gewalten, die exekutive und föderative, müssten daher ständig erreichbar sein: die exekutive, um die Entscheidungen der Legislative umzusetzen, und die «föderative», um es jederzeit mit den auswärtigen Mächten aufzunehmen. Die Ausübung der föderativen Gewalt könne sich nicht an Präzedenzfälle halten, und es müsse «deshalb notwendigerweise der Klugheit und Weisheit derjenigen überlassen bleiben, in deren Händen sie liegt, sie zum öffentlichen Wohl zu gebrauchen». Sie bildete folglich eine Zusatzkompetenz der Exekutive, so wie die Befugnis zum Kriegführen und Friedenschließen, zum Eingehen von Allianzen und Verträgen in Englands gemischter Verfassung bei der Krone lag.[30] Eine Kompetenz, die außerhalb der Gesetzlichkeit oder der Verfassung gelegen hätte, war das nicht. Wie Locke im dreizehnten Kapitel des *Second Treatise* klarstellte, «stehen beide, die föderative und die exekutive Gewalt, im Dienst der Legislative und sind dieser untergeordnet», das heißt dem Parlament.[31] Letztlich hängt sie von der Legitimation durch das Volk ab, in dessen Hand die höchste Gewalt im Staat auf Dauer liegt. So politisch radikal andere Aspekte der *Two Treatises* auch gewesen sein mögen, waren Lockes Vorstellungen über die außenpolitische Prärogative bezogen auf die durch die Glorious Revolution von 1688/89 entstandene Lage, wie neulich ein Kommentator bemerkt hat, «korrekt und zugleich konservativ».[32]

Bei Lockes Theorie der föderativen Gewalt handelt es sich nicht nur um eine tatsachenorientierte Beschreibung der Prärogativen der Krone vor und nach der Glorious Revolution. Sie schließt

29 Henry Whistler: Aime at an Up-shot for Infant Baptisme by the Good Will of Christ, London, 1653, S. 209.

30 Locke, Second Treatise, S. 366 (§ 147), dt. Ausg., S. 293.

31 Locke, Second Treatise, S. 369 (§ 153), dt. Ausg., S. 296.

32 Campbell McLachlan: Foreign Relations Law, Cambridge 2014, S. 33–42.

auch eine normative Beziehung ein: die zwischen dem von den Einzelnen geschaffenen Gesellschaftsvertrag – der sie aus dem Naturzustand in die bürgerliche Gesellschaft versetzt hat – und «einer Anzahl von Gemeinwesen», die rund um den Globus ein sich erweiterndes Netz aus den Vertragswerken aller Art schaffen, um zwischen ihnen Regeln für Krieg und Frieden zu bestimmen, Allianzen zu schmieden und «die Grenzen ihrer verschiedenen Gebiete festzusetzen». Auf diese Weise regelten sie «durch Vertrag und Übereinkunft die Frage des Eigentums, das seinen Ursprung in der Arbeit und im Fleiß hatte».[33] Nichtsdestoweniger bleibt zwischen dem Gesellschaftsvertrag und den unter Souveränen geschlossenen Verträgen ein wichtiger Unterschied.

Denn nicht jeder Vertrag beendet den Naturzustand unter den Menschen, sondern nur jener, in dem sie gegenseitig übereinkommen, eine Gemeinschaft einzugehen und einen politischen Körper zu bilden. Die Menschen können sich untereinander andere Versprechungen geben oder andere Verträge abschließen und dennoch im Naturzustand verbleiben.[34]

Völkerrechtliche Verträge sind danach wie Privatverträge: Dadurch mögen Individuen im Verhältnis zueinander im Hinblick auf bestimmte Zwecke gebunden sein, nichtsdestoweniger bleiben sie in diesem Verhältnis dadurch im Naturzustand. Die internationale Domäne bleibt ein Naturzustand zwischen Souveränen unterschiedlichen Typs. Durch ihr Handeln entsteht nicht ein weltumspannender Gesellschaftsvertrag, durch den ein Weltstaat errichtet wäre, der über alle Völker, Souveräne, Korporationen und sonstige Körper herrscht, welche ihrerseits dann untereinander zum Abschluss besonderer Verträge befähigt wären.

Im Licht dessen, wie Locke sich während der dreißig Jahre vor der Publikation seiner *Two Treatises* mit Verträgen befasst hat, verstehen wir besser, worum es in seiner Darlegung zur föderativen Gewalt geht. Es handelt sich um eine Ausdehnung der Fähigkeit, über welche die Einzelnen schon im Naturzustand verfügen, mit ihresgleichen Abmachungen zu treffen. Im Grunde ist es eine Fähigkeit, welche der bürgerlichen Gesellschaft voraufliegt, aber sich in sie hinein verlängert, eine, die sowohl ein Merkmal der Beziehungen zwischen natürlichen Personen ohne Souverän ist

33 Locke, Second Treatise, S. 299 (§ 45), dt. Ausg., S. 228.

34 Locke, Second Treatise, S. 276–77 (§ 14), dt. Ausg., S. 208.

als auch eines der Beziehungen zwischen juristischen Personen – seien es Staaten, seien es andere Gemeinwesen wie zum Beispiel im Falle indigener Völker –, welche im Verhältnis zueinander im Naturzustand existieren. Diese föderative Gewalt liegt auch der institutionalisierten Legislative voraus und überdauert deren zeitweiligen oder sonstigen Ausfall. Anders als bei der strafenden Gewalt, wo Locke in Bezug auf die Vorstellung, sie verlängere sich aus dem Naturzustand in die bürgerliche Gesellschaft, bekanntlich der Auffassung ist, das sei eine «seltsame Theorie» («strange doctrine»), haben der Vorrang und die Permanenz der föderativen Gewalt nichts Seltsames an sich: Wenn etwas, dann ist sie es, die eine kollektive Souveränität kennzeichnet – so wie Vertragsfähigkeit das Kennzeichen der Autonomie des Einzelnen ist.[35]

Lockes origineller Begriff der föderativen Gewalt ist nicht auf fruchtbaren Boden gefallen. Er lenkte nicht die zeitgenössische Diskussion auf sich, er setzte sich nicht in ähnlich dreigliedrigen Erörterungen der Gewaltenteilung durch, und eben dieser Lockesche Neologismus «föderativ» geriet selber in Vergessenheit, um dann durch Montesquieus zweite Erfindung dieses Ausdrucks abgelöst zu werden, in der Beschreibung der république fédérative im *Esprit des Loix* (1748). Dennoch könnte er es wert sein, aus der Versenkung geholt zu werden: zur Erinnerung daran, dass er in der Hand seines Urhebers eine weitergefasste Fähigkeit zu autonomer, bindender Interaktion bezeichnet hat, als dies vermutlich in der Absicht späterer Verwender dieses Begriffs gelegen hat. Bei Locke schließt er die Handlungen indigener Völker und jeglicher Korporationen genauso ein wie die sogenannter moderner oder «zivilisierter» Akteure. Er war das Produkt einer bestimmten Zeitspanne, in der das Vertragsbewusstsein in Europa genauso stark war wie späterhin, und wo ein engagierter, einfühlsamer Beobachter wie Locke das Verträgeschließen in den Rang eines Hauptkennzeichens der Souveränität erheben konnte, wenn nicht sogar zu derjenigen Manifestation, die ihre dauerhafteste und die für sie am meisten charakteristische ist. Schließlich könnte der Hinweis auf Lockes Urheberschaft an dem völkerrechtlichen Begriff der föderativen Gewalt eine sehr nötige Erinnerung daran sein, wie wichtig das Kapitel Verträge für die

35 Locke, Second Treatise, S. 275 (§ 13), dt. Ausg., S. 208.

Geistesgeschichte ist. Denn, wie einer der größten kontinentalen Lockeverehrer, Emer de Vattel, es um die Mitte des 18. Jahrhunderts auf den Begriff gebracht hat, «dieses Kapitel ist ohne jeden Zweifel eines der wichtigsten, vor das uns die gegenseitigen Beziehungen und Geschäfte der Nationen führen können».[36]

Und endlich, «föderative Gewalt» – der Ausdruck selber insinuiert geradezu die möglicherweise fruchtbare Begegnung von politischer Theorie und Vertragspraxis: die Geschichte der Theorie des Gesellschaftsvertrags. Die Etymologie ist nicht Schicksal; aber Föderalismus, daher auch eine föderative Gewalt, ist nun einmal nicht zu haben ohne Übereinkünfte, Verabredungen oder Verträge unter Vertragsparteien, die miteinander auf dem gleichen Fuß verkehren, ohne Verträge, die deren zukünftige politische und rechtliche Beziehungen definieren, ohne also, auf Lateinisch, *foedera*, diese Wurzel des ganzen semantischen Felds. Verträge, im völkerrechtlichen Sinn, kommen in den Forschungen zum Gesellschaftsvertrag sonderbarerweise kaum je vor. Ebenso unsichtbar sind sie in der Lockeforschung, zweifellos aus ähnlichen Gründen. Wie wir gesehen haben, ist es dabei höchst auffallend, wie unterschiedlich und anhaltend Locke sich zeitlebens mit Verträgen befasst hat, von den 1650er Jahren bis ins frühe 18. Jahrhundert. Höchst auffallend, aber durchaus nicht etwa vereinzelt, denn sein Interesse dafür hat Parallelen bei anderen Theoretikern des Gesellschaftsvertrags. Dass die Lockeforschung einen Sinn dafür wiedergewinnt, wie wichtig das Thema Verträge ist, könnte immerhin ein kleiner Schritt dazu sein, dass auch allgemeiner bezogen auf diese Tradition des Gesellschaftsvertrags der Sinn dafür zurückkehrt. Es könnte auch die künstlichen Trennungen zu überwinden helfen, die zwischen politischer Theorie auf der einen Seite und der Theorie internationaler Beziehungen auf der anderen bestehen. Im Ergebnis davon sähen wir, wie tief beides miteinander zusammengehangen hat: die Grundlegung des neuzeitlichen politischen Denkens und die Grundlegung des neuzeitlichen internationalen Denkens.[37]

Übersetzung von Christiana Goldmann

36 Emer de Vattel: The Law of Nations, Béla Kapossy and Richard Whatmore (Hg.), Indianapolis 2008, S. 338.

37 Quentin Skinner: The Foundations of Modern International Thought, Cambridge 1979; David Armitage: Foundations of Modern International Thought, Cambridge 2013.

Bildnachweise:
Abb. 1: © Bridgeman Images. – Abb. 2: Tracy W. McGregor Library of American History.

Denkbild

Britt Schlünz

Ästhetik des Schreckens

Zur drastischen Mission des Ordens der Claretiner

Krisenzeiten bringen häufig besonders fiebrige, gewaltgesättigte und exaltierte Bildwelten mit sich. Das betrifft nicht allein die Kunst der Avantgarden, sondern bereits die christliche Ikonografie der Gegenreformation und der Fortschrittsmoderne. Mit der Historikerin Britt Schlünz, die sich mit religiösen Beharrungskräften im von Bürgerkriegen verheerten Spanien des 19. Jahrhunderts beschäftigt, haben wir über einen Bilderzyklus expressiver Höllenbilder gesprochen, der über mehrere Jahrhunderte hinweg zwischen Europa und Lateinamerika als schockartiges Mittel der Unterweisung zirkulierte.

Frau Schlünz, Sie haben im *Centro de Espiritualidad Claretiana* in Vic, im Hinterland von Barcelona, einen Bestand an Flugblättern, Einblattdrucken und Zeichnungen gefunden, der einen Motivkreis von ebenso grausamen wie grotesken Höllenbildern umspielt. Es handelt sich um drastische Darstellungen von in Ketten gelegten Menschen, die von Schlangen gebissen und malträtiert werden. Sie zeigen ein fast modern wirkendes surreales Grauen. Welcher Herkunft sind diese Blätter?
Sie stammen aus den 1850er Jahren. Es gibt einen Bestand von etwa fünfzig Flugblättern dieser Art, allerdings enthält er auch Kopien oder Exemplare aus verschiedenen Druckereien. Ich bin eher zufällig auf diese Mappe gestoßen, als ich mich mit Mitgliedsurkunden einer Mariengesellschaft beschäftigt habe, die 1845 vom

Volksmissionar und Ordensgründer Antonius Maria Claret aufgebaut wurde. Sie war dem Unbefleckten Herzen Mariens mit dem Ziel geweiht, die Blasphemie zu bekämpfen. Dafür wurde Maria als Patronin der Reinheit und der reinen Sprache gewählt. Das wird auch bildlich in recht verbreiteten Darstellungen umgesetzt, die Maria mit dem Sternenkranz mit durchbohrtem Herzen auf dem Erdball stehend zeigen. Was zunächst meine Neugier erweckte, war die Kombination mit dem Heiligen Michael mit Schwert und Schild, der eine siebenköpfe Bestie bezwingt. Zur Liebe und der Bezwingung der Sünde kommt auf den Flugblättern dann überraschend die Tortur, die Angst vor der Hölle und die Strafe dazu. In den Schriftquellen des Gründers Claret ist charakteristisch, dass er seinem Selbstverständnis nach stets mit Milde, Sanftmut und Güte überzeugen wollte. Dazu passen die Mariendarstellungen, nicht aber die Höllenbilder, die ein völlig anderes emotionales Repertoire bedienen. Sie sollen furchteinflößend sein.

Abb. 1
Moralische Schwerkraftbildung. Flugblatt Antonius Maria Clarets, nach 1850.

Abb. 2
Grausame Grotesken. Druckvorlagen Clarets, nach 1850.

Wenn Barmherzigkeit und Drohung derart nebeneinanderstehen, dann muss man auf die Entstehungsgeschichte des Ordens der Claretiner eingehen, die Krise, die diese Form der Volksmission hervorbringt.
Die Gründung der Claretiner 1849, ausgeschrieben «Söhne des unbefleckten Herzens der seligen Jungfrau Maria», bettet sich in die lange Geschichte der Volksmission in Katalonien ein. Genau zehn Jahre zuvor ging Claret, nachdem er zunächst Kartäuser werden wollte, nach Rom und trat in das Seminar der Jesuiten ein. Er hielt die Exerzitien ab und wollte auch Jesuit werden. Diese sollen, der Legende nach, gesagt haben, dass er andere Aufgaben habe. Der konkrete Hintergrund ist jedoch das Verbot und die Vertreibung der Jesuiten in Spanien, sodass er nicht dorthin hätte zurückkehren können. So ging Claret also 1840 mit dem Auftrag nach Katalonien zurück, eine eigenständige Volksmission zu gründen. Die Volksmissionen durften freilich nicht als solche benannt werden, da in Spanien Ende der 30er Jahre ein ebenso blutiger wie stark antiklerikal ausgerichteter Bürgerkrieg herrschte.

Katalonien war von extremer Gewalt betroffen, Orden wurden aufgelöst, Klöster gestürmt und Kleriker ermordet. Der erste sogenannte «Karlistenkrieg» war in seinen Feindbildern und seiner Unerbittlichkeit damit bereits ein Vorläufer des Spanischen Bürgerkriegs. Die Konfliktlinien, die sich dort bildeten, ziehen sich bis ins 20. Jahrhundert durch. Das hat Claret stark geprägt. Die Liberalen, die den Krieg gewannen, haben die Kirche und den Klerus als heimliche Förderer der Karlisten ausgemacht und in diesem Zuge auch die Volksmissionen verboten. So durfte Claret seine missionarische Tätigkeit weder als solche benennen, geschweige denn einen Orden gründen. Er zog von Ort zu Ort, um Exerzitien in der jesuitischen Tradition abzuhalten. Danach gründete er die religiöse Verlagsbuchhandlung *Llibrería Religiosa*, in der er Andachtsliteratur, Katechismen, Flugblätter und Kleinschriften publizierte. Die Folge war allerdings, dass Claret politisch überwacht wurde und 1848 auf die Kanaren fliehen musste, als der zweite der drei kulturkämpferischen Bürgerkriege ausbrach.

Weiß man etwas über die Leserschaft und die Verbreitung der Schriften und Drucke?

Claret hat zunächst in sehr kleinen, lokalen katalonischen Druckereien etwa in Vic oder Manresa seine Urkunden und Flugschriften herstellen lassen. Das hat etwas damit zu tun, dass die missionarischen Schriften kostenlos verteilt wurden, die Herstellung also so günstig wie möglich ausfallen musste. Es ging nicht darum, Profit zu machen, sondern wenig gebildete Priester wie Laien während und nach dem Bürgerkrieg vor Ort moralisch zu festigen. Auf einem der Flugblätter findet sich am unteren Rand der Hinweis, dass sowohl der Erzbischof von Tarragona wie der Bischof von Barcelona demjenigen 80 Tage sowie 40 weitere Tage Abzug vom Fegefeuer bescheinigen, der die Gebete des Druckes liest und nachspricht. Das zeigt, wie gut Claret in das klerikale Netzwerk der Region eingebunden war. Die Drucke sind also im katalanischen Klerus auf große Resonanz gestoßen.

Flugblätter wie Schriften sollten also sowohl nach innen wie auch nach außen Wirkung entfalten, der Selbstvergewisserung dienen sowie ein Missionsprogramm enthalten?

Lo RENCORÓS CAIN. ¡Ay rencorós y maliciós, que no saludas ni miras á ton proxim, antes li desitjas mal y de ell mal parlas! aqui vindrás á parar ab mi, que vas matar á mon germá: fes penitencia, reconciliat, ama á tothom, fins á tos enemichs: mira que si no, te condemnarás, y vindrás en aquest lloch de torments á

Abb. 3
Der Schlangenbiss. Abbildung aus Clarets «Camino recto», Barcelona 1852.

Das gehört, wie man seinen Briefen entnehmen kann, zum Selbstverständnis Clarets. Zunächst wurden Exerzitien für Priester wie Ordensschwestern gehalten, die nicht durch die Säkularisation ihrer Klöster vertrieben worden waren. Dann erst erfolgte die Unterweisung der Laien. Es ist immer eine Bildung nach innen wie nach außen. Claret sprach nicht zu Vertretern der katholischen Aufklärung, die seiner Meinung nach bereits vom Glauben abgefallen waren, er sprach zu verängstigten und verunsicherten Katholiken.

Wie spielen dort die Höllenszenen hinein?
Sie dienen der moralischen Schwerkraft. Ein prominentes Flugblatt der Sammlung, das die Todsünden umkreist, enthält einen Wochenzyklus von sieben Bilddarstellungen, sieben Erläuterungen und sieben Gebeten. Neben dem gekreuzigten Christus werden sechs Szenen der Höllentortur gezeigt. Ganz ähnlich findet sich der Einsatz der Qualbilder auch in einer der wichtigsten Schriften Clarets wieder, im *Camino recto*, dem «geraden und sicheren Weg, den Himmel zu erlangen». Claret hat diese Motive aber nicht selbst entworfen, er hat mit furchteinflößenden Bildvorlagen aus der jesuitischen Tradition des 17. Jahrhunderts gearbeitet. Sie stammen aus einem Band Giovanni Pietro Pinamontis namens *L'inferno aperto*, der für den christlichen Leser wörtlich in sieben Meditationen die Hölle öffnen wollte. Sie sind freilich, anders als man auf Clarets Blatt erwarten dürfte, keine Darstellung der Sünden selbst. Allein bei der Blasphemie oder der blasphemischen Rede ist dies der Fall. Da wird dem Sünder im Feuer mit einem Stab die Zunge durchbohrt. Hier ließe sich die schlechte Rede bildlich erschließen, bei den anderen Wochentagen ist dies aber nicht der Fall. So trifft eine Darstellung der Hölle als Gefängnis auf den Zorn Kains. Weder beim *Camino recto* noch auf den Flugschriften wird ein Nachweis zur Herkunft der Abbildungen vermerkt, obwohl Claret in seiner religiösen Unterweisungsliteratur häufig kleine Bibliographien erstellte. Nicht so hier. Als Claret sich 1853 als Erzbischof von Santiago de Cuba um Literatur bemühte, forderte er aber auch die «Meditationen» Pinamontis zur Unterweisung an. Damit könnte man sich den Einzug der Abbildungen aus dem Band in den *Camino recto* und die Flugblätter erklären.

Der Pinamonti-Band, der also den ikonographischen Schlüssel für Claret darstellt, nimmt Motive aus der christlichen Bildtradition – etwa den Dante-Illustrationen – auf, ist aber zugleich eine sehr eigentümliche Schöpfung. Pinamonti entwirft in *L'inferno aperto* eine siebenteilige Serie extrem drastischer wie expressiver Darstellungen des Leidens des Sünders in der Hölle in Bild, Wort und Gebet. Claret, der die Motive später kopierte, hat in kleinster Form für das Flugblatt auch diese Dreiteilung der Wochentage übernommen.

Abb. 4
Blick ins Höllenmaul. Frontispiz zu Pinamontis «L'inferno aperto», Mailand 1693.

Das ist nur zum Teil richtig. Claret übernimmt zwar die Folge von Bild, Wort und Gebet, aber in den Erläuterungen geht er eben nicht auf die Qualen ein. Auf dem Flugblatt werden die Sünden beschrieben, nicht aber die Strafen, die den Sünder möglicherweise erwarten. Der Sünder, der aus der Hölle als Warnung spricht, findet sich allein auf der Bildebene, nicht in drastischen Texten. Das ist eine Besonderheit der Adaption.

Pinamonti beschreibt in seiner Einführung zu *L'inferno aperto*, dass der Anlass, seine Meditationen zu schreiben, darin liege, dass die Sünder seiner Zeit vergessen hätten, wie die Höllenqual aussehe. Man müsse also das Höllenmaul aufreißen und hineinschauen. Die Angst vor den Höllenqualen soll in Furcht vor dem Schrecken Gottes verwandelt werden. Gilt das ungebrochen noch für Claret?

Die Frage ist, wie Claret diese Qualbilder auslegte. In welcher Situation setzte er sie ein? Nach der Erfahrung des Bürgerkriegs ist katholischen Laien wie Klerikern die Bedrohung und Gewalterfahrung noch unmittelbar präsent. Daher auch die zentrale Beschäftigung mit der Blasphemie und die Ausrichtung der Mariengesellschaft auf das Problem der «versündigten Sprache». Die Brisanz der Höllenbildadaptionen bei Claret liegt in der Gleichzeitigkeit zum realen Ausbruch der Gesellschaft aus allen sozialen Konventionen und Erfahrungen, die Claret als «Blasphemie der Taten» beschreibt. Die Plünderungen, Ermordungen und Verfolgungen, die er der Aufklärung zurechnete, erlebte er als unvorstellbar. Sie galt es im Angesicht der Verunsicherung zu zähmen und zu bändigen. Auch die Jesuiten der Gegenreformation, an denen Claret sich dezidiert orientierte, wurden zeitgenössisch als antiaufklärerische und vormoderne Bewegung begriffen. Aber sie setzten auf emotionale Erschütterung. Der Stil der «barocken» jesuitischen Missionen versuchte geradezu kathartische Gemeinschaftserlebnisse zu schaffen, die alle Sinne ansprechen sollten. Ein besonders bekannter Vertreter dieses Stils war der italienische Jesuit Paolo Segneri, der sich – übrigens zusammen mit Pinamonti – die Apostel zum Vorbild nahm und in Armut leben und predigen wollte. Segneri fügte bewusst Schockelemente in seine Missionen ein, peitschte sich selbst aus, trug einen menschlichen Schädel bei sich und beschwor in seinen Predigten die Höllenqualen. Sein Augenmerk lag größtenteils auf dem Bußsakrament.

Zwischen Segneri, dem in Übersetzungen und Neudrucken gelegentlich auch die Autorschaft von Pinamontis *L'inferno aperto* zugeschrieben wurde, und Claret bestand dahingehend also ein großer Unterschied, als Claret eigentlich nicht mehr auf den Schock setzte?

Claret tritt nicht mehr wie Segneri auf, da ein starker Wandel in der Akzeptanz der Vermittlung religiöser Inhalte stattgefunden hat. Er wollte auch vermeiden, durch theatralische Darbietungen größere Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen. Das ist unter den Bedingungen der Zwischenbürgerkriegszeit auch nicht mehr möglich. Was aus der Zeit der Gegenreformation bleibt, ist eher formal: Die Tagesstruktur der Mission, die Segneri festgelegt hat-

Abb. 5
Die Qual der Verzweiflung aus Pinamontis «L'inferno aperto».

te, die Aufstellung eines Missionskreuzes, diese Dinge bleiben ebenso wie die exzessiv langen Predigten. Was ausbleibt, ist aber die Beschwörung des Schreckens und des Terrors. Das findet sich nur noch auf der Bildebene.

Schon Pinamonti betonte aber eine besondere Stärke der bildlichen Darstellungen. Er formulierte, dass die unfassbar grausamen Leidensbilder den Leser zugleich daran erinnern sollten, dass diese nur ein schwaches Abbild der durch den Verstand nicht zu fassenden Höllenqualen seien. Hatte Claret einen besonderen Zugang zum Bild als religiösem Medium?

Claret kam aus einer Familie selbständiger Weber und wurde auch als solcher in der Spinnerei und Weberei ausgebildet. 1825 ging er nach Barcelona an die Gewerbeschule, die europaweit für

Seiden- und Baumwolldrucke berühmt war, und besuchte dort Zeichenkurse. Er hatte offenbar großes Talent für das Kopieren von Mustern in der Weberei. Tatsächlich hatte Claret also eine zeichnerische Ausbildung. Zur Legende der Claretiner gehört bis heute, dass Claret die Abbildungen seiner Katechismen selbst entwarf. So wohl auch für den *Camino recto*, der in seiner ersten Auflage gerade einmal schmale 80 Seiten umfasste, dann aber schnell auf über 300 Seiten erweitert wurde. Ab etwa 1850 wurde der Band um Kupferstiche ergänzt. Dort findet man zunächst Darstellungen, die das Verhalten des Priesters in der Messe zeigen. Darauf folgen Mariendarstellungen, die das Motiv der sieben Freuden und sieben Schmerzen Mariens umkreisen, sowie der Leidensweg Christi. Der Motivkreis der Höllenbilder ist dem nachgestellt.

Auffällig ist dabei der harte Wechsel im Stil. Die Messbilder, Mariendarstellungen und der Leidensweg sind filigran ausgearbeitet. Die Höllenbilder sind demgegenüber in ihrer Drastik selbst gegenüber den Vorlagen aus Pinamontis *L'inferno aperto* noch einmal gesteigert.
Im Mittelpunkt steht stets der angsterfüllt aufgerissene Mund, er ist fast zum Maul geworden. Auch die Darstellung der Hände ist entmenschlicht zu Tatzen oder Klauen. Claret ähnelt den Sünder den Monstren an. Bei Pinamonti sind die Sünderfiguren viel feingliederiger. Darauf verzichtet Claret in einer fast comichaften Gestaltung. Er ändert auch die Rahmung der Szenerie. Die Höllenmotivik aus dem Pinamonti-Band füllt den gesamten Bildraum aus, dagegen haben die Szenen bei Claret eine ovale, gezackte Rahmung, als hätte er die Szenen in das titelgebende Höllenmaul selbst verlegt. Claret erlaubte sich also viele Freiheiten in seinen Anverwandlungen.

Bei Juan Eusebio Nieremberg, einem spanischen Jesuiten und Mystiker, findet man deutlich früher bereits ein ganz ähnliches Phänomen. Auch in eines seiner Werke hielten die Höllenbilder Pinamontis Einzug.
Dabei handelt es sich aber um einen posthumen Neudruck von *De la diferencia entre lo temporal y eterno*. Nach seinem Tod erschien eine von dem flämischen Drucker und Stecher Gaspar Bouttats reich illustrierte Ausgabe in Antwerpen, die dann zu Beginn des

Abb. 6
Höllenbilder in der Kolonie. Stich aus der Guaraní-Übersetzung von Nierembergs «De la diferencia entre lo temporal y eterno», 1705.

18. Jahrhunderts in den Jesuitenreduktionen in Paraguay in die Sprache Guaraní übertragen wurde und der Kupferstiche von indigenen Künstlern anhand der Antwerpener Ausgabe beigegeben waren. Die Kupferstiche schmiegen sich einerseits eng an die Stiche Bouttats' an, sind aber zugleich auch sehr eigenständig in der Ausgestaltung gewisser Bildelemente wie Darstellungen von Flora und Fauna. Am auffälligsten sind aber natürlich die Ergänzungen der Höllenbilder Pinamontis.

In Studien zur Bildgeschichte dieser Drucke ist es dadurch zu einer bemerkenswerten Fehlinterpretation gekommen, die aus dem Befremden über die Höllenbilder stammt. In kunsthistorischen Deutungen des Guaraní-Bandes und seiner eschatologischen Motive wurden die Darstellungen der Hölle und der Fabelwesen gelegentlich als Einfluss indianischer Mythologie missverstanden.
Das krasse bildliche Kontrastprogramm der Darstellungen von Extremzuständen zu den Nachschöpfungen der Antwerpener Stiche hat man, da man die Pinamonti-Vorlagen nicht kannte, in die Kolonie verlegt und damit völlig exotisiert. Man ist offenbar gar nicht von der Möglichkeit einer weiteren Adaption in der Nieremberg-Ausgabe ausgegangen, obwohl es später auch andere Anlehnungen an Pinamonti gab. Claret selbst hingegen wird neben *L'inferno aperto* auch die Kompilationen gekannt haben. Die Übersetzungen und Neudrucke zirkulierten ja nicht allein in den jesuitischen Missionen in Lateinamerika, sondern gelangten auch nach Europa zurück. Claret wird mit dem Motivkreis allerdings verstärkt auf Kuba in Kontakt gekommen sein. Die Jesuiten waren zwar bereits seit 1767 vertrieben, aber die Literatur stand als Überzeugungsmittel weiterhin zur Verfügung.

Kann man davon ausgehen, dass die Bände, die in Paraguay und Brasilien erschienen, mit einer veränderten Bildpraxis verbunden waren? Auch der Jesuit Alexandre Perier, der in Brasilien missionierte, hat die Motive Pinamontis aufgenommen, aber stark verändert.
Alexandre Perier hat sich in seinem Werk *Desenganno dos Peccadores*, das ebenfalls die Höllenqualen beschreibt, inhaltlich wie bildlich stark an dem Pinamonti-Buch orientiert, aber die Anzahl der Platten von sieben auf vierzehn erweitert und zudem die Bildanleihen auf das Todsündenmotiv bezogen. Im Vorwort begründet er den Einsatz von Bildern als Stärke der Mission. Die Praxis stammte aus Europa, aber der Einsatz der Höllenbilder musste sich auf wenig alphabetisierte Gemeinschaften einstellen. Auch Perier ist mit einem europäischen Bildprogramm nach Brasilien gegangen und hat dann neue Schwerpunkte gesetzt. Er hat aber – anders als später Claret – mit Guillaume Debrie einen bekannten Kupferstecher beauftragt. Das hat künstlerisch eine ganz an-

Abb. 7
Zurück durch den Schlund. Frontispiz zu Periers «Desengano dos peccadores», 1735.

dere Qualität als bei Claret, vom Muskelspiel der Figuren bis hin zur Ausarbeitung der Szenerien.

Man kann also die Wanderschaft und Konjunktur des Bilderbogens Pinamontis von Italien über Spanien und Portugal nach Brasilien, Paraguay und Kuba verfolgen?
Es kommt mit unterschiedlicher Intensität zu Übernahmen, Verpuppungen und Kompilationen. Im 19. Jahrhundert haben sich bereits viele Überlieferungen überlagert, gemischt und gekreuzt. Karriere gemacht haben die Darstellungen vor allem in Lateinamerika. Man kann also kaum sagen, welcher Band genau Vorlage für spätere Verwendungen war. Perier hat Claret meines Wis-

sens nie erwähnt, den Band muss er aber doch gekannt haben. Auf einigen Flugblättern verwendet er sehr freie Anleihen bei den Stichen Debries. Eine Schwierigkeit der Rekonstruktion der Rezeptionsgeschichte der Pinamonti-Bilder liegt aber auch in der Geschichte der Jesuiten selbst. Man muss bedenken, dass die jesuitische Mission zunächst im spanischen Weltreich stark gefördert, 1767 aber aus diesem vertrieben wurde. Damit verlegte sich die Lektüre der Schriften ins Geheime und wurde auch explizit verschleiert.

Bei Pinamonti gibt es eine sehr strenge, an die Wochentage angelehnte Ordnung. Jede Abbildung hat dementsprechend ein eigenes Thema: Die Hölle als Gefängnis, das Feuer, die Verdammten, der Verlustschmerz, der Stachel des Gewissens, die Verzweiflung und die Ewigkeit der Schmerzen. Bei Claret ist dies anders, da ist er näher an Perier, der das Höllenleiden in Bezug zu den Sünden setzt.

Abb. 8
Muskelspiel des Sünders. Todsünde aus Periers «Desengano dos peccadores».

Abb. 9
Verkehrung der Figur. Montage aus León Ferraris Serie «L'Osservatore Romano» (Ausschnitt), 2001.

Claret übernimmt die Grundmotivik der grimassierenden Leidenden und bezieht sie auf die Sünden. Aber eben allein in Bezug auf die schriftliche Darstellung der Sünden. Bei Alexandre Perier werden die Höllenbilder Pinamontis zu Darstellungen der Todsünden selbst verwandelt, das ist bei Claret, wie gesagt, anders. Abgesehen von der Blasphemie erscheinen die Qualbilder in der Reihenfolge fast auswechselbar. Die bildlich dargestellte Bestrafung steht in keinem Verhältnis zur begangenen Sünde. Die Stärke der Höllenbilder liegt für Claret offenbar allein im Ausdruck, den er für bezwingend hält. Es ist keine Verbildlichung des Lasters. Darin besteht für ihn auch eine Freiheit, da er stets auf die Kontrastfigur der Jungfrau Maria und damit auf Milde, Sanftmut und Güte abzielte. Gerade deshalb hat er wohl die älteren, drastischeren Darstellungen favorisiert, obwohl er die anderen kannte.

Neben den religiösen Wiederaufnahmen haben die Bilder und Texte Pinamontis auch ein künstlerisches Nachleben gehabt. So hat James Joyce in *A Portrait of the Artist as a Young Man* die Predigten des Paters Arnall an Passagen aus den Höllenmeditationen angelehnt. Auf der anderen Seite zeigen Bezüge bis in die Gegenwartskunst die Bedeutung, die die Höllenbilder Pinamontis im Bildgedächtnis Lateinamerikas haben. León Ferrari, ein argentinischer Konzeptkünstler, hat sich in seinen Collagen, die das Verhältnis von Politik und Religion thematisieren, immer wieder auf einzelne Motive Pinamontis bezogen. So in der Serie *Nunca más* (1995), die sich mit den Entführten, Gefolterten und Getöteten der argentinischen Militärdiktatur beschäftigt, oder den Collagen unter dem Titel *L'Osservatore Romano* (2001).
Schon Claret muss die Parallele der Höllenbilder zur Gewalt des Bürgerkriegs und dann der brutalen Plantagensklaverei in Kuba aufgefallen sein. Aber er hat sich in seiner kubanischen Zeit stets bemüht, politische Themen allein als religiöse zu formulieren. Er hat sich nicht offen gegen das System der Sklaverei gestellt, was Bischöfe zuvor sehr wohl getan haben. Er hat aber etwa interethnische Ehen gefördert und propagiert, um der «Sünde» der unehelich geborenen Kinder Herr zu werden. Darin lag durchaus ein egalisierendes Moment. Ferrari geht es aber offenbar um eine ganz andere Verbindung von Politik und Religion, die selbst verbrecherisch geworden ist.

Das Grundmotiv Pinamontis ist das der Hölle als Gefängnis. Um zu strafen, habe Gott ein Gefängnis geschaffen, das vom Himmel soweit wie möglich entfernt sei. Daran scheint Ferrari anzuschließen.
Bei Ferrari meint das Gefängnis die reale Folter und das Leid der Opfer. Das ist eine völlige Verkehrung der Ursprungsfigur Pinamontis. Aus dem Sünder, der ewig in der Hölle leiden muss, wird bei Ferrari das Opfer eines Regimes, in dem sich auch die Kirche schuldig machte. Es ist eine Anklage an die Täter und Verteidigung der Würde des Gefolterten.

Das Gespräch führte Jost Philipp Klenner.

Bildnachweise: Abb. 1 & 2: Centro de Espiritualidad Claretiana, Arxiu Claret, Vic, Fotografien der Autorin. – Abb. 3: Aus: Antoni Maria Claret i Clarà: Camí dret y segur per arribar al cel, Barcelona 1852, Biblioteca de Catalunya. – Abb. 4 & 5: Bayerische Staatsbibliothek München, Asc. 3783, S. 3/S. 103, urn:nbn:de:bvb:12-bsb10266251-0. – Abb. 6: Juan Eusebio Nieremberg: De la diferencia entre lo temporal y eterno, 1705, aus: Journal of Jesuit Studies (5,4), 2018. – Abb. 7 & 8: Alexandre Perier: Desengano dos peccadores, Lissabon 1735, John Carter Brown Library, Public Domain. – Abb. 9: © Tate, No Title, León Ferrari, L'Osservatore Romano, 2001.

Urs Büttner

Re-Import Goethe

Der Friedenspreis 1968 an Léopold Sédar Senghor

«Ich kann leider nur bis kurz nach 12 hier sein, weil ich dann Herrn Senghor hier habe», entschuldigt sich Bundeskanzler Kiesinger in der montäglichen Bonner Fraktionssitzung. «Sie wissen, daß gegen diesen Mann gestern wieder in Frankfurt von einer kleinen Gruppe dieser Radikalinskis Demonstrationen stattgefunden haben. […] Natürlich hat das Fernsehen wieder die Funktion erfüllt, einen solchen Vorfall dann sozusagen in der ganzen Welt bekanntzumachen. […] Was für ein Schaden durch derartige Demonstrationen angerichtet wird, brauche ich nicht darzustellen. Senghor ist einer der geachtetsten Staatsmänner Afrikas, ein in der Welt geachteter Staatsmann, und in ihm wird Afrika selbst beleidigt.»[1] Am Tag zuvor war der Dichter und amtierende Präsident des Senegal unter Protesten von Studierenden in der Paulskirche mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet worden.

Der Friedenspreis, der 1968 bereits zum 18. Mal verliehen wurde, hatte sich innerhalb weniger Jahre zu einer der wichtigsten kulturellen Auszeichnungen der jungen Bundesrepublik entwickelt. An den Preisverleihungen nahmen zahlreiche Vertreter der

1 Protokoll der CDU/CSU-Bundestagsfraktionssitzung am 23.09.1968, S. 7f., Sig. ACDP, 08-001-1017/1 unter https://fraktionsprotokolle.de/download/963/1/cducsu-05wp-1968-09-23.pdf [17.08.2020].

Politik und des öffentlichen Lebens teil. Seit 1956 übertrug der Rundfunk die Feier. In den Jahren zuvor waren fast ausnahmslos alte weiße Männer aus dem Westen geehrt worden, die die Werte der demokratischen und marktwirtschaftlichen Grundordnung der Bundesrepublik teilten. Der Börsenverein würdigte sie für ihren moralisch oder religiös inspirierten Humanismus und ihr geistig-idealistisches, aber ausdrücklich unpolitisches Eintreten für Frieden und Verständigung. In den Festreden appellierten die Preisträger dementsprechend an das Wahre, Gute und Schöne, etwaige Gesellschaftskritik blieb abstrakt genug und ohne konkreten Aufruf zum Handeln, so dass sich niemand getroffen fühlen musste. In der bundesrepublikanischen Öffentlichkeit fanden sie deshalb stets große Zustimmung.[2]

In diesem Jahr hatte der Stiftungsrat des Börsenvereins, als er im Frühjahr nach geeigneten Kandidaten Ausschau hielt, gezielt außerhalb Europas gesucht. Man wollte Deutschlands wiedergewonnener globaler Rolle Ausdruck verleihen und international ein positives Image als Kulturnation verbreiten. 23 Jahre lag das Ende des verlorenen Weltkriegs nun zurück. Während dieser Zeit hatte der deutsche Buchhandel im Zuge der Westintegration der Bundesrepublik zu alter Größe zurückgefunden und die Internationalisierung der Geschäfte sogar erheblich über das Vorkriegsniveau steigern können. Man war wieder wer in der Welt und wollte das der Welt auch zeigen. Jedoch herrschte große Unklarheit darüber, wer man denn sein wolle, von welcher Welt die Rede sei und wem man sich so zu zeigen beabsichtige. So ist eine Vagheit der Vorstellungen von Globalität, vorgetragen aber mit großer Emphase, sehr kennzeichnend: «Man hatte in erweiterten geographischen Vorstellungen zu denken und zu planen», schreibt Sigfred Taubert, der Vorsitzende des Wahlgremiums des Friedenspreisträgers, noch im Rückblick. «Nicht nur die deutsche Situation hatte unter den Vorzeichen großer Veränderungen gestanden. Man stieß überall auf der Welt auf Wandlungen, die das Buchwesen dazu einluden, sie zur Kenntnis zu nehmen und sich auf sie einzustellen und dabei auch zu überdenken, inwieweit man mit dem eigenen Buch neue Wege und Ziele anstreben sollte.»[3] Zu den Wandlungen der Welt, von denen das deutsche Buchwesen in Gestalt des Börsenvereins nur undeutliche Vorstellun-

2 Vgl. dazu Britta Scheideler: Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, in: Stephan Füssel/Georg Jäger/Hermann Staub (Hg.): Der Börsenverein des Deutschen Buchhandels 1825–2000. Ein geschichtlicher Aufriss, Frankfurt/M. 2000, S. 309–316; Britta Scheideler: Vom Konsens zu Kritik. Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels, in: Stephan Füssel (Hg.): 50 Jahre Frankfurter Buchmesse 1949–1999, Frankfurt/M. 1999, S. 46–88.

3 Sigfred Taubert: Mit Büchern die Welt erlebt, Stuttgart 1992, S. 196.

gen hatte, gehörten auch die Umbrüche im globalen Süden im Zuge der Dekolonisation. Diese Veränderungen verschoben nicht nur innerhalb kurzer Zeit gewichtig und nachhaltig die Weltordnung und das Machtgefüge, sondern erwiesen sich als kaum vorhersehbarer Prozess. Da Deutschland ja schon länger seine Kolonien abgetreten hatte, war es unmittelbar gar nicht in die politische Dekolonisation verwickelt und an die Aufarbeitung der eigenen Kolonialvergangenheit wollte damals noch kaum jemand rühren. Welche Rolle lässt sich aber unter diesen Voraussetzungen im Dekolonisationsprozess einnehmen? Fest stand eigentlich nur, dass der neuerliche Auftritt auf der weltpolitischen Bühne keine imperialen Machtansprüche zeigen und Bezüge zur eigenen Kolonialvergangenheit tunlichst vermieden werden sollten. Die Globalität des Publikums überschätzte man deutlich. Anders als Kiesinger befürchtet hatte, wurde über die Friedenspreisverleihung und die Proteste über den Senegal hinaus in Afrika kaum berichtet. Die kosmopolitische Inszenierung erreichte vor allem die bundesrepublikanische Öffentlichkeit, gewiss in ewiger Konkurrenz auch die der DDR und vielleicht noch ein interessiertes Publikum in einigen europäischen Nachbarstaaten.

Mit Léopold Sédar Senghor schlug Taubert 1968 einen der führenden Programmatiker der Dekolonisation für den Friedenspreis vor. Er hatte den Namen bereits einige Jahre zuvor ins Spiel gebracht. Taubert mochte persönlich dessen Gedichte, die er in Frankreich kennengelernt hatte.[4] Und Senghor passte perfekt ins politische Schema der Preisträger und erfüllte zudem den Wunsch nach Globalität: Der einundsechzigjährige Dichter war Schwarzafrikaner, gleichwohl, «war dieser Neger», wie Peter Weidhaas, Tauberts Nachfolger, polemisch anmerkt, «so wunderbar europäisch wohlerzogen».[5] Als Dichter war er in Deutschland und deshalb auch den meisten Mitgliedern des Stiftungsrats relativ unbekannt. Ein Referat musste ihn dem Komitee daher erst vorstellen. Obwohl einige Mitglieder Aimé Cesaire für den größeren dunkelhäutigen Dichter hielten und Senghors literarische Betätigung fast zwanzig Jahre zurücklag, sprach prinzipiell nichts gegen ihn – aber auch keine zwingenden Gründe für ihn. Ein Mitglied des Gremiums sah in der Wahl daher ei-

4 Vgl. ebd., S. 116f.

5 Peter Weidhaas: Und schreib meinen Zorn in den Staub der Regale. Jugendjahre eines Kulturmanagers, Wuppertal 1997, S. 124.

ne «gewisse Unverbindlichkeit» und eine «Verlegenheitslösung».[6] Als Präsident des Senegals war Senghor der erste Staatsmann im Amt, der mit dem Preis ausgezeichnet werden sollte. Mit Verweis darauf, dass der Senegal eines der stabilsten Länder in dem von Krieg heimgesuchten Afrika sei und Senghor auch schon zweimal als Präsident wiedergewählt worden war, zerstreute der Stiftungsrat eigene Bedenken und ging etwas leichtfertig davon aus, dass er wohl in der Lage sei, sein humanitäres Programm auch in die Praxis umzusetzen: Am Ende könne man von Deutschland aus ja kaum feststellen, wie es um die Verhältnisse im Senegal tatsächlich stehe. Zuletzt verständigte sich der Ausschuss darauf, «dass es nicht Aufgabe des Buchhandels sei, eine staatsmännische Leistung für den Frieden auszuzeichnen, sondern eine Leistung für den Frieden, die aus dem Geist mit den adäquaten Mitteln herauswirke. Senghor habe sehr oft auf der Vorschlagsliste gestanden, man sollte ihn jetzt auszeichnen, ehe es zu spät sei».[7] Damit war die Sache entschieden.

Während der Stiftungsrat geeignete Kandidaten suchte, beschloss der Sozialistische Deutsche Studentenbund die Bühne des Friedenspreises für großangelegte Protestaktionen zu nutzen, gleich wer den Preis erhalten sollte.[8] Als die Zeitungen meldeten, dass Senghor den Preis akzeptiert habe, fand sich der SDS überrumpelt. Ihren Meinungsführern um den Adorno-Schüler Hans-Jürgen Krahl sagte der Name zunächst ebenfalls nichts. Die späteren Protestaktionen richteten sich denn auch allein gegen die Realpolitik im Senegal. Senghor hatte dort Arbeiter- und Studentenproteste gewaltsam niederschlagen lassen. Der Vorwurf des SDS lautete, der Präsident herrsche im Sinne des Neokolonialismus und nach europäischen Maßstäben nicht demokratisch. Senghor regiere in diesem Sinne zu ‹afrikanisch›. Mit einem Flugblatt rief der SDS zum Widerstand auf: «Wir werden der philosophierenden Charaktermaske des französischen Imperialismus, der mit Goethe im Kopf und dem Maschinengewehr in der Hand die ausgebeuteten Massen seines Volkes unterdrückt, den Weg in die Paulskirche versperren.»[9] So kam es am Sonntag der Preisverleihung zu erheblichen Tumulten. Rund 1500 Demonstrierende blockierten den Weg zur Paulskirche, so dass ein großes Polizeiaufgebot Senghor den Weg bahnen musste.[10]

6 Stiftungsrat des Friedenspreises: Protokoll zur Sitzung vom 27.02.1968. Archiv für Stadtgeschichte Frankfurt/M., Sig. W2/9:67, S. 18f.

7 Ebd., S. 19.

8 Vgl. Taubert: Mit Büchern die Welt erlebt, S. 106.

9 SDS: Flugblatt vom 20.09.1968, Archiv für Stadtgeschichte Frankfurt/M., Sig. V 112-4.

10 Vgl. dazu Wolfgang Kraushaar: Frankfurter Schule und Studentenbewegung. Von der Flaschenpost zum Molotowcocktail 1946 bis 1995. Chronik. 3 Bd., Frankfurt/M. 1998, Bd. 1, S. 357–363; Ute Schneider: Literarische und politische Gegenöffentlichkeit. Die Frankfurter Buchmesse in den Jahren 1967 bis 1969, in: Stephan Füssel (Hg.): 50 Jahre Frankfurter Buchmesse 1949–1999, Frankfurt/M. 1999, S. 89–114, hier S. 100–105; Peter Weidhaas: Zur Geschichte der Frankfurter Buchmesse, Frankfurt/M. 2003, S. 230–242; Ulrike Seyer: Die Frankfurter Buchmesse in den Jahren 1967–1969, in: Stephan Füssel (Hg.): Die Politisierung des Buchmarkts. 1968 als Branchenereignis, Wiesbaden 2007, S. 159–241, hier S. 191–209.

Abb. 1
Dankrede von Léopold Senghor zur Verleihung des Friedenspreises des Deutschen Buchhandels, Sonntag, 22. September 1968, Paulskirche in Frankfurt am Main. Die Laudatio hielt François Bondy.

In seiner Preisrede präsentierte Senghor sein Programm der Négritude *(Abb. 1)*. Als eine seiner wichtigsten Inspirationsquellen nennt er die Lektüre Goethes, während er sich im Zweiten Weltkrieg in deutscher Kriegsgefangenschaft befand. Ein deutscher Leutnant hatte ihm Goethe zu lesen gegeben. Dieser Kontrast zwischen militärischem Aggressor und Kulturvolk stellten für ihn zwei Erscheinungsformen des Deutschen dar, die er nur schwer zusammenbekommen konnte. Sein Nachdenken darüber brachte ihn auf ein grundsätzlicheres Problem: Wie können Völker in ihrer Verschiedenheit so zusammenleben, dass sie nicht in Konflikt miteinander geraten? Mehr noch: Wie können sie nicht bloß koexistieren, sondern ihre Eigenheit bewahren und einander befruchten? Die Antwort auf diese Fragen fand Senghor bei Goethe. Die Kultur und insbesondere die Dichtung, so hatte Goethe in seiner Sturm-und-Drang-Phase erkannt, gehorchten nicht den Regeln einer universellen diskursiven Vernunft, sondern beruhten auf einzigartigen Synthesen aus Vernunft und Ge-

fühl. Aus ihrer Geschichte ergibt sich die Eigenheit der deutschen Kultur. Das führte den Sturm und Drang zu einer Wiederentdeckung der Volkskultur und Aufwertung der Volksdichtung. Senghor adaptiert diese Ideen für die afrikanischen Kulturen und Literaturen. Er wertet den kolonialistischen Vorwurf um, dass bei afrikanischen Kulturen oft «das Herz über den Verstand» siege und in der Dichtung die «sinnlichen Eigenschaften der Worte» über die Bedeutung gingen.[11] Das sei kein Mangel an Vernunft und Kultur, sondern kennzeichne eben deren genuinen Charakter.

In der Folge stilisiert er sich selbst zu einer Art zweitem Goethe. Ebenfalls «Schriftsteller und Politiker», habe Goethe in seiner Dichtung den Ausgleich gesucht und das ungebändigte Gefühl des Stürmers und Drängers durch klassizistische Formstrenge gemäßigt.[12] Die Form fand er bei den Griechen und bei außereuropäischen Literaturen. Goethe habe sein dichterisches Ausgleichsstreben als Modell für eine Weltkultur angesehen. Im Harmoniestreben des späten Goethe meint Senghor die Idee von «Frieden im schwarzafrikanischen Sinn des Wortes» wiederzuerkennen, wie er sie vertritt: «einen versöhnlichen Zusammenklang (accord conciliant) zwischen verschiedenen, wenn nicht gar gegensätzlichen Elementen».[13] Wie Goethe ruft er dazu auf, die globalen Verflechtungen der Kulturen durch Verständigung zu gestalten.

Wenn Senghor sich mit Goethe identifiziert, greift er zwar verschiedene Überlegungen auf und denkt sie eigenständig weiter. An zentralen Stellen unternimmt er jedoch Fehllektüren.[14] Der Goethe des Sturm und Drang hat sich kaum zur Volksliteratur geäußert, sondern folgte weitgehend Herder.[15] Jener hatte eine Zeit der Ursprünge, in der der Nationalgeist noch unmittelbaren Ausdruck fand, unterschieden von der entfremdeten Gegenwart. Aus dieser Anfangszeit haben sich nur vereinzelt noch Gesänge überliefert. In der Gegenwart wirken diese Dichtungen ästhetisch zunächst befremdlich und unzeitgemäß. Weil die Lieder alt sind, können sie jedoch etwas von der Fülle der Ursprünge vermitteln und den Nationalgeist heute erneuern. Das soziale Potential ihrer Wirkung liegt darin, die Menschen im gemeinsamen Gesang wieder zusammenzubringen.

11 Léopold Sédar Senghor: L'Accord conciliant/Die Versöhnung der Gegensätze, in: Börsenverein des Deutschen Buchhandels (Hg.): Der Friedenspreis des Deutschen Buchhandels 1968, Frankfurt/M. 1968, S. 9–21, hier S. 17.

12 Ebd., S. 19.

13 Ebd.

14 Vgl. dazu Michael Kokora Gnéba: «Es wandet niemand ungestraft unter Palmen». Goethe und die Goethezeit im frankophonen Schwarzafrika, Pfaffenweiler 1997; Leo Kreutzer: Léopold Sédar Senghor und Goethe, in: Ders.: Goethe in Afrika. Die interkulturelle Literaturwissenschaft der ‹École de Hanovre› in der afrikanischen Germanistik, Hannover 2009, S. 102–131; Amdaou Oury Ba: Interkulturalität und Perspektive. Zur Präsenz Goethes und Brechts in Themen der kritischen Intelligenz Afrikas – Am Beispiel Senghors und Soyinkas, Hamburg 2006; Ibrahima Diop: Der interkulturelle Dialog. Konzepte des Eigenen und Fremden bei Goethe und Senghor, Hamburg 2014.

15 Vgl. Gonthier-Louis Fink: Art. Volksdichtung, in: Bernd Witte u.a. (Hg.): Goethe Handbuch in vier Bänden, Stuttgart/Weimar 1998, Bd. 4.2, S. 1105–1111. – Der zentrale Text ist Johann Gottfried Herder: Auszug aus einem Briefwechsel über Ossian und die Lieder alter Völker [1773], in: Ders.: Werke in zehn Bänden, hg. v. Martin Bollacher, Günther Arnold, Frankfurt/M. 1985–2000, Bd. 2, S. 447–497.

Wenn Senghor das Konzept der Volksliteratur auf die afrikanischen Verhältnisse überträgt, wären Herder und Goethe vermutlich noch damit einverstanden, die postkoloniale Situation als Entfremdung zu beschreiben. Doch im Übrigen passt die Geschichtskonstruktion nicht. Denn anders als die nordische Volkspoesie sind die afrikanischen Gesänge nie verstummt. Dadurch fehlt die Notwendigkeit und Möglichkeit zu den Ursprüngen zurückzukehren. Die ganze Wirkungsästhetik verliert so ihr Fundament. Gleichen sich Volkspoesie und Gegenwartsliteratur, werden der Voraussage des Modells zufolge, die überlieferten Gesänge im modernen Afrika wohl als eigentümlich vertraut wahrgenommen, aber auch als reichlich schlicht und nicht mehr ganz der heutigen Zeit entsprechend. Das steht ihrer Aneignung eher im Weg. Ihr Altsein bildet mithin keinen Wert in sich, da die Lieder keine historische Kontrasterfahrung produzieren können. Deshalb fällt bei den afrikanischen Dichtungen die soziale Wirkung aus.

Auch beim klassischen Goethe überliest Senghor wichtige Details, wenn er dessen Konzept der Weltliteratur zu einer politischen Vision des Kulturaustauschs umdeutet. Wo Goethe überlegt, wie Volksdichtung Teil der Weltliteratur werden kann, klingt das zunächst noch sehr in Senghors Sinn: Es gebe «nur Eine Dichtung», die «unter dem einfachen, ja rohen Volke unwiderstehlich hervor» tritt, «aber auch den gebildeten, ja hochgebildeten Nationen nicht versagt» ist, sodass «das poetische Talent in allen Äußerungen anzuerkennen» sei.[16] Doch liest man Goethes Ausführungen zu den Volksliedern des «rohen Volkes» der Serben, zeigt sich, dass er nicht vorbehaltlos befürwortet, ‹alle Äußerungen› als Weltliteratur zu verbreiten. Denn auch wenn «[d]as allgemein Menschliche» sich in den Liedern aller Völker findet, so sind die Lieder doch von unterschiedlicher Qualität. Diese zeigt sich daran, ob die Gesänge «Geist und Verstand, Einbildung und Erinnerungskraft aufregend beschäftigen». Das schaffen Lieder, wenn sie «uns eines ursprünglichen Volksstammes Eigentümlichkeiten in unmittelbar gehaltvoller Überlieferung darbringen». Diese Eigentümlichkeiten werden erkenntlich, wenn die Dichtungen «uns die Localitäten woran der Zustand gebunden ist, und die daraus hergeleiteten Verhältnisse, klar und auf

16 Johann Wolfgang von Goethe: <Kurze Anzeigen> [1826], in: Ders.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe, hg. v. Karl Richter u.a. München 2006, Bd. 13.1, S. 425.

das bestimmteste vor die Anschauung führen». Denn gelingt ihnen das nicht, finden sie «unter fernerem Himmel kein eigentliches Interesse» und das Publikum lehnt sie als «seltsam» und «widerwärtig» ab.[17] Die serbischen Volkslieder erfüllen in Goethes Augen diese Kriterien. Doch wie sieht es mit afrikanischer Poesie aus? Geht man von der Richtigkeit der Voraussage des von Senghor abgewandelten Modells aus, dürfte eine Volksdichtung, die schon in der eigenen Kultur so wenig Wirkung erzeugt, von Goethe kaum eine Empfehlung als Weltliteratur erhalten. Überträgt man diesen Befund auf die Ausweitung von Goethes Weltliteraturkonzept zur Grundlage eines globalen Kulturaustauschs, wie ihn Senghor skizziert, dann müssten die afrikanischen Kulturen davon ausgeschlossen bleiben. Im Grunde untergräbt Senghor daher mit seinem verkürzten, rein affirmativen Bezug auf Goethe seine eigene Argumentation.

Goethe muss aber nicht den Maßstab bilden. Senghors vermeintliche Fehllektüre lässt sich auch als stillschweigende Korrektur an Goethe verstehen. Die afrikanische Dichtung scheint anders als die Voraussage des Volksliteraturmodells ganz offensichtlich Wirkung zu erregen und zwar nicht nur innerhalb der eigenen Kulturen, sondern vielleicht sogar größere in Europa, dem Kontinent der ehemaligen Kolonialmächte, das heißt in weltliterarischen Maßstäben. Insofern kommt das über zweihundert Jahre alte Modell in einer postkolonialen Welt offensichtlich an die Grenzen seiner Beschreibungsfähigkeit. Deshalb sind Senghors Korrekturen auch nicht bloß Umakzentuierungen innerhalb von Goethes Ansatz, sondern er ersetzt dessen Modell durch sein eigenes. Letztlich teilt er mit dem deutschen Nationaldichter kaum mehr als das Anliegen, dass globalisierte Literaturen fernab ihrer Entstehungszusammenhänge befruchtend wirken und zur Verständigung zwischen den Kulturen beitragen sollen.

Senghor verbeugt sich vor seinem deutschen Publikum aber nicht nur dadurch, dass er auf die Inspiration durch Goethe verweist. Er senkt sein Haupt sehr viel tiefer, wenn er so weit geht, letztlich Goethe zum Autor seines eigenen Konzepts der Négritude zu machen. Das ist ein raffinierter literaturpolitischer Zug. Denn in dieser Geste liegt ein subversives Moment. Senghor

17 Johann Wolfgang von Goethe: Serbische Lieder [1825], in: Ders.: Sämtliche Werke nach Epochen seines Schaffens. Münchner Ausgabe, hg. v. Karl Richter u.a. München 2006, Bd. 13.1, S. 408–418, hier S. 408f.

wehrt sich so gegen die Vereinnahmung durch den Börsenverein. Vordergründig bedient er zwar dessen Erwartungen und plädiert in seiner Sonntagsrede in gewohnten Bahnen für das Gute, Wahre und Schöne. Doch markiert er dabei sehr genau jene Diskursmuster der Preisreden, die rassistisch sind. Auf diese Weise führt er dem Börsenverein auf offener Bühne kritisch dessen Ressentiment und seine blinden Flecken vor Augen und zwar so geschickt, dass dieser ihm am Ende dafür noch Beifall spenden wird.

Seine Preisrede schließt Senghor mit einer überraschenden Volte, die sich als Entgegnung auf die Vorwürfe des SDS verstehen lässt. Senghor stellt die fortdauernde wirtschaftliche Ausbeutung Afrikas, die immer wieder zu Konflikten führt, nicht in Abrede. Doch fragt er angesichts des «Waffengeklirrs» des Kalten Krieges, «das in Europa die alten Gegensätze und Bitterkeiten wieder aufleben läßt», nach der Berechtigung eines europäischen Urteils über die afrikanischen Kriege.[18] Ihm geht es dabei um Grundsätzliches: Wenn es nicht einmal westlichen Demokratien gelingt, keine Kriege mehr zu führen, stehen zwar nicht prinzipiell deren Bewertungsmaßstäbe in Frage, doch laufen sie leicht Gefahr, zu selbstgewiss gesetzt zu werden. Und das führt schnell zu Blindheit, Arroganz und Totalverurteilungen. Senghor wendet sich deshalb gegen europäische Universalismusansprüche und schlägt ein wechselseitiges Lernen aus den unterschiedlichen Stärken und Schwächen Europas und Afrikas vor.

Am Tag nach der Preisverleihung reist Senghor nach Bonn. Um 12:15 Uhr sieht das Protokoll ein Treffen mit Bundeskanzler Kiesinger vor, anschließend ein Bankett im Bundeshaus. Als die beiden Staatsführer sich dem eingedeckten Saal nähern, warten die geladenen Gäste schon. Viele graumelierte Herren, ein paar schwarze Militärs, als einzige Frauen eine Gesandte der Deutsch-Afrikanischen Gesellschaft und die Schriftstellerin Luise Rinser. Nachdem alle an der Tafel Platz genommen haben, begrüßt der Bundeskanzler seinen Gast mit einer Tischrede: «Er sagt», erinnert sich Rinser, «als Bub habe er sich gewünscht, Politiker und Dichter zu werden; leider sei er nur eines davon geworden. (Pause. Es wird uns Zeit gelassen, zu lachen. Wir tun es. Mäßig.) Hier einstudierter, abgesprochener Zwischenruf Schröders: ‹Aber Herr Bundeskanzler, Sie sind doch Dichter geworden. Sie

18 Senghor: L'Accord conciliant/ Die Versöhnung der Gegensätze, S. 21.

haben Gedichte geschrieben!› Kiesinger schaut in einer Mischung aus Erstaunen (woher mag Schröder das wissen…), Bescheidenheit und Verlegenheit (alles gespielt) noch mehr beiseite als vorher. ‹Ja, ich habe, als ich jung war, Gedichte geschrieben. Sie sind sogar gedruckt worden in einer Stuttgarter Zeitung. Aber reden wir nicht davon. Sie, Herr Staatspräsident Senghor, sind wirklich beides: Dichter und Politiker.›»[19] Senghor überspielt gekonnt die peinliche Situation: «Herr Bundeskanzler, Sie haben gesagt, daß Sie ihren Traum nicht verwirklicht haben, Politiker und Dichter zu sein. Ich glaube allerdings, daß Sie Ihren Traum verwirklicht haben, und ich bin im Übrigen sicher, daß ihre Biographen später nach Ihren Jugendgedichten forschen werden. Denn sie werden dort die, wenn Sie so wollen, Grundlinien Ihrer persönlichen Entwicklung und Ihres ganzen zukünftigen Handelns finden.»[20] Das Kompliment ist mehr als eine höfliche Geste, projiziert doch Senghor ähnlich wie tags zuvor bei Goethe im Grunde das Verständnis seiner eigenen Politik nun auf Kiesinger. Im Weiteren betont er zwar die Bedeutung wirtschaftlicher, sozialer und administrativer Zusammenarbeit für die Schaffung einer friedlichen Welt. Doch eine Kulturpolitik, wie sie sich dieser Tage zwischen dem Senegal und der Bundesrepublik zeige, sei ein nicht minder wichtiges Instrument, die postkoloniale Nachkriegsordnung zu gestalten. Er vertraue daher in die Macht des Wortes. Politik ist die Fortführung der Dichtung mit anderen Mitteln: «Der Dichter ist nicht derjenige, der Zeilen und Reime aneinanderreiht. Dichter ist, wer klarsichtig in die Zukunft blickt. Dichter ist der, der die Zukunft gestaltet. Es ist in Wirklichkeit der Dichter, der handelt.»[21]

19 Luise Rinser: Baustelle. Eine Art Tagebuch 1967–70, Frankfurt/M.1970, S. 70f. – Rinsers Bericht weicht von der publizierten Fassung der Rede ab. Vgl. Kurt Georg Kiesinger: 23.9.1968. Würdigung des Repräsentanten afrikanischen Geistes. Tischrede beim Besuch des senegalesischen Präsidenten Senghor, Bonn, in: Ders.: Die große Koalition 1966–1969. Reden und Erklärungen des Bundeskanzlers., hg. v. Dieter Oberndörfer, Stuttgart 1979, S. 205–207.

20 Léopold Sédar Senghor: «Bereichert, weil wir vor uns Menschen haben, die trotz aller Stürme ruhig zu bleiben wissen», in: Dieter Oberndörfer (Hg.): Begegnungen mit Kurt Georg Kiesinger. Festgabe zum 80. Geburtstag, Stuttgart 1984, S. 426–429, hier S. 427.

21 Ebd.

Andreas Fahrmeir

Stern des Südens

Kleine Weltgeschichte des Mercedes

Es gehört zur Eigentümlichkeit von Kolonialwaren, dass sie auf dem Weg von der Produktion in Lateinamerika oder Afrika zum Konsum in Europa neu erfunden werden können. Kaffee ist ein Beispiel: Durch die Ausstellung von Säcken, Plantagenbildern oder Schiffen kann seine Herkunft aus der Ferne betont werden – verbunden vielleicht mit dem Versprechen, durch den Kauf werde etwas gegen globale Ungerechtigkeit unternommen. Durch die Verarbeitung in lokalen Röstereien, die es inzwischen an vielen größeren und kleinen Orten gibt, kann er aber auch eingemeindet werden. Den «Eintracht Frankfurt Kaffee – Eine Frankfurter Spezialität» trinkt man vermutlich in erster Linie für die «Eintracht». Nun ist Kaffee ein Beispiel für eine Kolonialware, deren Konsum zwei Schritte voraussetzt: Die Ernte der Bohnen, deren Anbau aus klimatischen Gründen nicht überall möglich ist, und die Verarbeitung zu «Kaffee», die fast überall (und überall unterschiedlich) erfolgen kann.

Das ist bei deutschen Automobilen etwa anders. Hier reist Ware von Europa in die Welt und der besondere Wert liegt meist in der Form, in der sie die Fabrik verlassen hat. Das Produkt ist also, heimische Serienproduktion einmal vorausgesetzt, überall gleich, offen ist dagegen, wofür es steht.

Mein Mercedes ist größer als deiner ist ein satirischer Roman des nigerianischen, später in die USA emigrierten Autors Nkem Nwankwo aus dem Jahr 1975.[1] Das Umschlagbild der Erstausgabe zeigt ein Paar in einem glänzenden Cabriolet mit Stern auf der Kühlerhaube. Er trägt einen Anzug mit Einstecktuch, sie ein schulterfreies Kleid. Im Hintergrund sieht man Bäume und Berge. Die Konzernwerbung hätte sicher nichts gegen das automobile Genrebild einzuwenden gehabt – allenfalls gegen den Inhalt, denn das eigentliche Traumauto im Buch ist ein Jaguar. Dessen Wert ist – im Gegensatz zum Mercedes – allerdings weniger klar beziffert – ein «500er» ist eben ganz offensichtlich mehr als doppelt so viel wie ein «200er».

Dennoch ist Mercedes nicht nur bei Nkem das stärkere Symbol. Um das Problem der Wirtschaft Westafrikas zu charakterisieren, das durch den Export von Agrarprodukten und Öl und die Verwendung der Erlöse für den Konsum ausländischer Luxusprodukte durch eine kleine Oberschicht entsteht, werden gerne die Mercedes Benz auf den Straßen herangezogen.[2] Der Weg eines Mercedes von Land zu Land kann Wohlstandsgefälle markieren. In Alexander McCall Smiths *The No.1 Ladies' Detective Agency* werden in Südafrika gestohlene

Mercedes-Limousinen nach Botswana, manchmal sogar nach Zaire weiterverkauft – wo sie trotz wachsenden Gebrauchs, Alters und fehlender Fahrgestellnummern noch immer besonders begehrenswert und auffällig bleiben.[3]

Andere Assoziationen fehlen in Afrika offenbar: Die Rolle von Daimler-Benz als Rüstungsunternehmen und die Geschichte der Firma im Nationalsozialismus, die besonders durch Hitlers besondere Affinität für diese Marke prominent sichtbar war, spielt keine Rolle. Zudem scheint in diesen Beispielen die Spannweite der Bedeutungen, die auf die Automarke projiziert werden, recht eng auf das Luxusfahrzeug fokussiert. Es fehlt das über viele Kilometer in Ehren angerostete ehemalige Taxi, das noch einigermaßen tuckert, aber eben weder besonders wertvoll noch besonders schick ist.

Der Weg zum besonderen Status des Mercedes ist nicht frei von Zufällen. Gewiss lassen sich Carl Benz und Gottlieb Daimler unter «die deutschen Genies» einordnen,[4] aber die Entwicklung marktgängiger Automobile hatte gerade um 1900 viel mit internationaler Kooperation und der Suche nach globalen Märkten zu tun, die sich nicht zuletzt in der Entscheidung für den Namen Mercedes spiegelt.[5] Diese Ausrichtung war nicht nur auf europäischen Märkten erfolgreich: Am 24. April 1907 berichtete beispielsweise der *Referee* in Sydney über die Ankunft von drei neuen Mercedes-Autos. Einer der Käufer hatte bereits eines in seiner Garage und trotzdem den neuen Wagen extra in London in Augenschein genommen. Kein Wunder: Die Preise bewegten sich damals zwischen £ 1350 und £ 2500, das wären heute rund £ 144 000 und £ 266 000; würde man die Entwicklung von Einkommen (und nicht von Preisen) zugrunde legen, dann reicht die Spanne sogar von £ 860 000 bis £ 1,6 Millionen.

Die Position der Marke änderte sich freilich nach dem Ersten Weltkrieg. 1922 entsprach der Börsenwert der Daimler A.G. nur noch dem Verkaufspreis von 94 der eigenen Fahrzeuge.[6] Die Krise der 1920er Jahre führte daher zu Unternehmenszusammenschlüssen (Daimler fusionierte 1926 mit Carl Benz & Cie.) und sie zwang auch zu einer Konzentration auf kleinere und günstigere Autos, wobei Mercedes selbst bei seinem Billigmodell 170 auf das mittlere Marktsegment zielte.[7] Zweck dieser Strategie war es, die Konkurrenz aus dem Ausland vom heimischen Markt zu verdrängen und mehr zu exportieren. Es waren die Märkte außerhalb Europas, die nun besonders lukrativ schienen: Britisch-Indien, Teile Afrikas und Australien. Bereits im Oktober 1923 war eine Vertretung für die «bekannten Kontinentalen Mercedes-Autos» im australischen Queensland zu besetzen; ein Auto gab es bei der Gelegenheit auch zu bewundern.[8] Der Erfolg war aber offenbar nicht dauerhaft, denn 1927 gab es in Brisbane keinen Mercedes-Händler (mehr).[9] 1929 wurde trotzdem ein eigens für Australien entwickelter Traktor vorgestellt, der, so ein Bericht des *Australasian* vom 5. Oktober, «märchenhaft» sparsam sei und auch bei Kälte zuverlässig starte, genau wie die Laster dieser Marke.

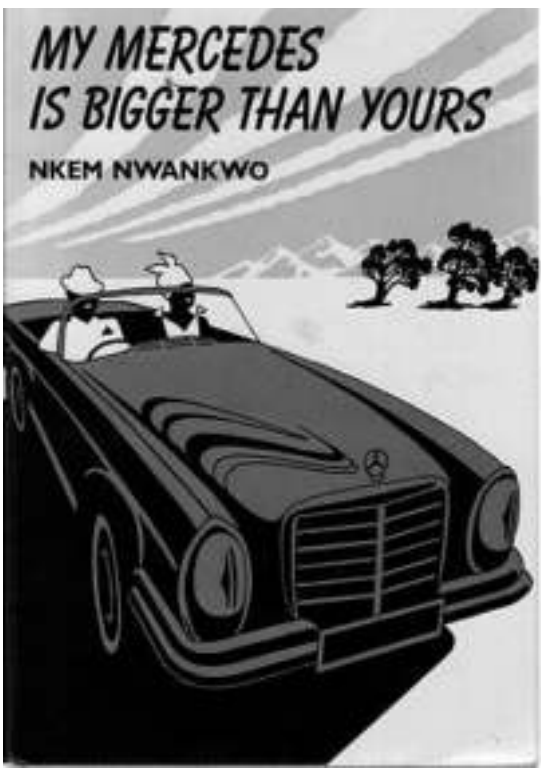
Mercedes appellierte somit zwar weiter an solvente Käufer – etwa die, die bereit waren, besonders viel dafür zu zahlen, dass sie den schnellsten Sportwagen besaßen –,[10] aber stärker an ein sehr viel preisbewussteres Publikum. Es ist nur auf den ersten Blick paradox, dass die Einbindung der Daimler-Benz AG in die Vorkriegspolitik der NS-Diktatur dieser Tendenz zur Globalisierung des Vertriebs nicht den geringsten Abbruch tat: Es lag also durchaus im Kalkül des Regimes, beim Export von Fahrzeugen Verlust zu machen, solange es dadurch möglich war, in signifikantem Umfang Devisen zu ergattern. Obgleich sich Mercedes weiter bemühte, dabei einen der exklusiveren Ränge zu behaupten, wurde die Marke international verbreiteter – und die bereits ausgelieferten Autos, Traktoren und Laster wurden ja für ihre Besitzer selbst im Zweiten Weltkrieg nicht zum unmittelbaren Kriegsgegner.

Das mag dazu beigetragen haben, dass der Ein-

stieg in internationale Märkte nach Ende des Krieges recht reibungslos gelang und Autos nun vollends zu zentralen Objekten einer deutschen Globalgeschichte werden sollten.[11] Bereits 1951 entstand in der australischen Provinz Victoria wieder ein Vertriebsnetzwerk für Mercedes, wobei erneut die Sparsamkeit (ca. 6 Liter auf 100 km) der Diesel-170-Limousinen das zentrale Verkaufsargument war.[12] Der nächste große Erfolg, über den in Australien berichtet wurde, war ein Vertrag mit Argentinien, wohin 1953 aus Deutschland 3000 dieser Wagen geliefert werden sollten – als Bauteile für Taxis, die in einem neuen Werk vor Ort montiert wurden.[13] 1958 folgte ein Werk in Australien selbst, das den Markt im Süd-Ost-Pazifik und dem Fernen Osten bedienen sollte.[14]

Damit ging eine erneute Verschiebung der Positionierung auf dem Markt einher. 1960 wurden in Australien neue Modelle eingeführt, die ab £2870 (heute als Preise ca. €53000, als Arbeitseinkommen ca. €168000) kosten sollten.[15] Für «den» Mercedes als Objekt ergab sich mithin allmählich eine Situation, die in manchem jene vor 1914 mit jener der Zwischenkriegszeit kombinierte: eine globale Präsenz mit Werken und Verkaufsstellen – zumindest im «Westen» – sowie eine Positionierung nahe der Spitze des Luxusmarktes und damit als Gegenstand der Polarisierung.

Kaum etwas scheint so sehr für die Kultur des Kapitalismus der 1950er und 1960er Jahre zu stehen wie das Autokino. Es setzt massenhaften Zugang zu Fahrzeugen ebenso voraus wie die Verfügbarkeit von größeren Flächen in der Nähe von Städten und die Bereitschaft von Unternehmern, diese mit einer Projektionswand und Lautsprechern auszustatten. In Teilen Westeuropas gewann das Autokino mit einer gewissen Verspätung ebenfalls an Boden, um allerdings recht bald der Konkurrenz von Fernsehen und Videorecorder Platz zu machen. Erst wegen des Gebots der sozialen Distanzierung in unserer Corona-Jetztzeit, die Autokinos natürlich gut erfüllen können, trat vermutlich stärker ins Bewusstsein, dass einige davon überhaupt noch in Betrieb waren.



In der sozialistischen Welt dagegen gab es wohl nur ein Autokino. Es wurde 1966 in Dar es Salaam eröffnet und machte erst 1986 der amerikanischen Botschaft Platz.[16] Ziel dieser etwas ungewöhnlichen Einrichtung war der Wunsch, Großbritannien (wo es damals praktisch keine Autokinos gab) und dem Rest der Welt zu zeigen, dass man mindestens ebenso modern sein konnte wie sie, und zugleich zu dokumentieren, dass der Sozialismus zumindest in Tanganyika durchaus konsumfreudig war. Dem entsprachen großzügige staatliche Kreditprogramme für den Erwerb von Autos, die es auch der Mittelschicht ermöglichten, einen im Ausland gebauten Wagen zu erwerben, etwa, um damit ins

Kino zu fahren (wobei das Autokino auch Fußgänger, die mit dem Bus kamen, willkommen hieß). Gegen all das sprach trotz der demonstrativen persönlichen Bescheidenheit des Staatspräsidenten Julius Nyerere, der selbst längere Strecken zu Fuß ging, und trotz der Tatsache, dass sich die individuelle Motorisierung auf die Hauptstadt konzentrierte, offenbar nichts. Schwierig wurde es vor allem bei einer Marke. Der Ankauf von 17 Mercedes für regionale Verwaltungschefs war ein Anlass, 1967 und 1971 die gesamte Verwaltung förmlich an das Gebot sozialistischer Sparsamkeit zu erinnern – was wiederum private Sehnsüchte nach dem Statussymbol bestärkt haben mag. Gegen diese Sehnsucht sprach freilich nicht nur die damit verbundene Ungleichheit, sondern auch die Idee des besonders wertvollen Fabrikwagens, denn dieser fügte sich nicht gut in eine Autokultur ein, die weniger das fertige Serienprodukt als individuelle Umbauten im lokalen Stil honorierte. Für diese eigneten sich günstigere Modelle dann doch besser.

1 Nkem Nwankwo: My Mercedes is Bigger than Yours, London / New York 1975, dt. Mein Mercedes ist größer als deiner, Wuppertal 1979. Vgl. Emeka Okeke-Ezigbo: The Automobile as Erotic Bride: Nkem Nwankwo's My Mercedes Is Bigger Than Yours, in: Critique: Studies in Contemporary Fiction 25 (1984), H. 4, S. 199–208.

2 Celestin Monga: Commodities, Mercedes-Benz & Structural Adjustment. An Episode in West African Economic History, in: Emmanuel Kwaku Akyeampong (Hg.): Themes in West Africa's History, Athens, OH u.a. 2006, S. 227–264.

3 Alexander McCall Smith: The No. 1 Ladies' Detective Agency, New York 1998 u.ö., Kapitel «Big Car Guilt».

4 Philippe Meyer: Le génie allemand. Portraits, Paris 2017, S. 340–343.

5 Vgl. Immo Sievers: AutoCars: Die Beziehungen zwischen der englischen und der deutschen Automobilindustrie vor dem Ersten Weltkrieg, Frankfurt/M. 1995.

6 Lyndon Moore: What was the Market Value of Daimler During the German Hyperinflation?, in: Economic Inquiry 49 (2011), S. 172f.

7 Reinhold Bauer: Per aspera ad astra. Zu den Krisenreaktionen des deutschen Automobilbaus in den frühen 1930er Jahren und deren mittelfristigen Folgen, in: Technikgeschichte 78, S. 25–44; Carsten Thieme: Daimler-Benz zwischen Anpassungskrise, Verdrängungswettbewerb und Rüstungskonjunktur 1919–1936, Stuttgart 2004.

8 Brisbane Courier, 11. Oktober 1923.

9 Sunday Mail (Brisbane), 23. Januar 1927.

10 Smith's Weekly (Sydney), 17. Oktober 1925.

11 Vgl. Dirk van Laak: 1964: VW-Käfer in Mexiko gebaut – Mobilität für die Welt und Manfred Grieger, 2015: Deutsche Autos und die Welt, in: Andreas Fahrmeir (Hg.): Deutschland: Globalgeschichte einer Nation, München 2020, S. 720–724 bzw. S. 854–858.

12 Z. B. Truth (Sydney), 8. Juli 1951.

13 The Northern Miner, 5. Dezember 1953.

14 The Canberra Times, 28. Juni 1958.

15 The Biz (Fairfield), 13. April 1960.

16 Laura Fair: Drive-In Socialism. Debating Modernities and Development in Dar es Salaam, Tanzania, in: American Historical Review 118 (2013), S. 1077–1104.

Lilla russell-Smith

Kolonialer Tauschhandel in China

Justin M. Jacobs: The Compensations of Plunder: How China Lost its Treasures, Chicago: The University of Chicago Press 2020, 348 S.

Der in Budapest geborene Indologe Aurel Stein (1862–1943) wurde in den ersten Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts als Leiter einer Reihe von britischen Expeditionen nach China weltberühmt. Es gelang ihm, in die Wüsten im Nordwesten des chinesischen Kaiserreiches vorzustoßen, in deren Ruinenstädten und Höhlentempeln europäische Wissenschaftler wertvolle Kulturschätze vermuteten. Tatsächlich brachte Stein von seinen Expeditionen nach Xinjiang und Gansu Artefakte und Manuskripte mit, die bis heute zu den Glanzstücken britischer und indischer Museen und Bibliotheken zählen. Seine Sammeltätigkeit, die heute von manchen als Kulturraub aus einem kolonialen Kontext betrachtet wird, rang allerdings den chinesischen Eliten der Zeit Bewunderung ab: In offiziellen und privaten Briefen bezeichneten chinesische Beamte Stein keineswegs als Dieb oder Räuber. Sie lobten ihn und nannten ihn sogar *lao pengyou*, also: «alter Freund» (S. 3). Steins Expeditionsbericht von 1902 wurde, nur wenige Monate nachdem dieser auf Englisch verfügbar war, ins Chinesische übersetzt.[1] Auftraggeber war der kaiserliche Gouverneur der Provinz Xinjiang. Der Übersetzer Wan Rao stellte Stein in seiner Einleitung als Musterbeispiel für einen westlichen Wissenschaftler vor und forderte seine chinesischen Landsleute auf, von ihm zu lernen.

Justin M. Jacobs hatte schon während der Recherchen für seine Dissertation in Archiven in Xinjiang gearbeitet, die heute wohl für westliche Forscher nicht mehr zugänglich wären.[2] Dort stieß er in chinesischen Quellen auf Urteile über westliche Expeditionen in die Provinz, die mit der heute verbreiteten Negativwahrnehmung in China und in Europa schwer in Einklang zu bringen sind. Diese Funde waren der Anfangsimpuls für eine ausführliche Studie, in deren Verlauf der Sinologe von der American University in Washington D.C. Archivmaterialien in China, England und anderen Ländern sammelte und die Perspektive jener chinesischen Beamten und anderer Akteure rekonstruierte, ohne deren Hilfe und Unterstützung die Organisation logistisch aufwändiger Expeditionen in einer Gegend mit heißen Sommern, eiskalten Wintern, extremer Trockenheit und großen Entfernungen unmöglich gewesen wäre. Nach ersten Publikationen zu dem Thema hat Jacobs nun eine Monographie vorgelegt, in der er verschiedene von Europäern, Amerikanern und Japanern durchgeführte Expeditionen behandelt – aus Platzgründen kann im Folgenden allerdings nur auf Xinjiang eingegangen werden. Das Buch ist angetan, den aktuellen Debatten über die außereuropäischen Sammlungen westlicher Museen wichtige neue Impulse zu geben.[3]

Jacobs geht es darum, die Geschichte der westlichen Expeditionen nach Xinjang und Gansu jenseits des «criminalizing and anachronistic discourse of nationalism» (S. 30) zu erforschen. Erst mit der Durchsetzung eines staatlich verordneten Nationalismus im postrevolutionären China hätten jene Kulturgüter, auf die westliche Archäologen seit dem späten 19. Jahrhundert so erpicht waren, eine Neubewertung erfahren. Zuvor wurden einige Funde durchaus als wertvoll bzw. als profitträchtig angesehen, aber sie waren noch nicht in den Rang nationaler Kulturgüter erhoben und damit jeder Marktlogik entzogen worden. Es habe ein «transimperial bond» (S. 30) zwischen westlichen Archäologen und ihren Ansprechpartnern in China existiert, das die Grundlage für einen gleichberechtigten und respektvollen Umgang zwischen den beiden Gruppen gewesen sei. Als «compensations of plunder» bezeichnet Jacobs einen Tauschhandel, bei dem der Westen wertvolle Kulturgüter und chinesische Eliten aus der Provinz Xinjiang wirt-

schaftliches, politisches und soziales Kapital gewannen. Das Interesse aus dem Westen kam Beamten und Gelehrten vor Ort gelegen, die über Möglichkeiten sinnierten, wie das erst seit dem 18. Jahrhundert zu China gehörige Xinjiang am besten seinen Platz im chinesischen Kaiserreich bestimmen könne. Dazu kam ihnen ein Modell von Wissenschaft und Entwicklung, für das Männer wie Stein standen, gerade recht. (S. 116)

Heute wird in China nicht selten behauptet, die damaligen Beamten seien inkompetent und korrupt gewesen und hätten daher die Mitnahme von Kunstwerken nicht verhindert. Dagegen hält Jacobs, dass die Funktionsträger der Qing-Dynastie genau wussten, was die europäischen Wissenschaftler planten, und dass sie nichts daran auszusetzen hatten. Diese Beamten hatten schon vor der Ankunft europäischer Expeditionen begonnen, chinesische Kalligrafien und Handschriften, die – vor 1900 meist zufällig – in der trockenen Wüste gefunden wurden, zu schätzen und zu sammeln. Sie betrachteten diese als ihr Privateigentum und schrieben auch nach chinesischer Tradition Kolophone darauf. Die chinesischen Beamten interessierten sich dabei in erster Linie für chinesische Handschriften. Stücke in anderen Sprachen hatten in ihren Augen keinen Wert und noch weniger buddhistische Objekte, die sie für «volkstümlich», trivial oder naiv hielten. Um zu zeigen, dass sie modern und gut vernetzt waren, wohl auch um ihre guten Beziehungen zu Britisch-Indien und anderen Kolonialmächten zu demonstrieren, organisierten sie Empfänge für westliche Wissenschaftler. So ließ sich politisches Kapital gewinnen. Die Expeditionen unterstützten sie freiwillig. Man verstellt den Blick auf die Situation um 1900, wenn man an dieses Verhalten allzu schnell die Elle unseres Wertsystems anlegt. Archäologische Funde waren in den Augen der Beamten als Privateigentum einheimischer oder ausländischer Kenner kostbar, aber nicht unbezahlbar.

Anders als die chinesischen Eliten betrachtete die uigurische Bevölkerung in Xinjiang archäologische Funde vor der Ankunft der Europäer nicht als wertvollen Teil ihrer muslimischen Tradition. Für sie hatten die Wüstenruinen bis ins 19. Jahrhundert keinerlei Wert. Objekte und Handschriften wurden weggeworfen oder Kindern als Spielzeug gegeben. An einigen Orten der Region wurden alte Wandmalereien sogar als Dünger benutzt; zu diesem Zweck wurden Ruinen systematisch abgetragen. Holzobjekte wurden im kalten Winter als Brennmaterial verwandt.[4] Erst als die Menschen in der Region verstanden, dass solche Objekte und Handschriften von Europäern geschätzt und gekauft wurden, entwickelten sie sich zu einer begehrten Handelsware. Zudem verdienten sich die Einheimischen gerne als Arbeiter etwas dazu, vor allem in den Wintermonaten, wenn in diesem kalten Klima ohnehin keine Landwirtschaft möglich war. Die Mitarbeit bei Expeditionen bedeutete darüber hinaus soziales Prestige.

Ab 1912, nach dem Zusammenbruch des chinesischen Kaiserreichs und der Ausrufung der Republik China, wandelten sich die Wahrnehmungsmuster allerdings rapide. Eine neue Generation chinesischer Intellektueller kam in Kontakt mit der europäischen Idee einer Nationalkultur, die ja seit dem 18. Jahrhundert die Gründung von Museen in Europa und Amerika forciert hatte. Ironischerweise sammelten die westlichen Expeditionen in Xinjiang und Gansu Objekte für genau diese Institutionen, wodurch eine Konkurrenz entstand, die so vorher nicht existieren konnte. Die neue Republik China verabschiedete bereits im Juni 1914 ein Gesetz gegen die Entfernung von Artefakten von Chinas Territorium, das allerdings lange Zeit nicht flächendeckend eingehalten wurde. Chinesische Wissenschaftler und Beamte, die in Oxford, Cambridge oder Harvard ausgebildet worden waren, eigneten sich europäische Auffassungen von Kultur an: Sie betrachteten Artefakte als nationales Erbe, also als etwas Unbezahlbares, das in Museen, Bibliotheken und Archiven aufbewahrt werden

sollte, und sahen es als Priorität an, Museen nach europäischem Vorbild in China zu etablieren. Im Jahr 1930 nahm Stein irritiert wahr, dass er seine vierte Expedition nur noch mit einem chinesischen Co-Direktor hätte durchführen können. Erst die neue Elite der Republik China begann, die Artefakte und Manuskripte als Symbol «der ewigen chinesischen Nation» zu betrachten. Dieselbe Elite hatte die Aufgabe, «das moderne China» von Grund auf neu zu erfinden: beispielsweise die moderne Schriftsprache und den Journalismus. Dazu gehörte es auch, die erst im 18. Jahrhundert von der Qing-Dynastie besetzten Grenzgebiete Chinas als Teil der Republik neu zu gestalten.

So zeichnet Jacobs wegweisende Arbeit und gut lesbares Buch einen sich in den Jahrzehnten vor und nach 1900 entfaltenden Umdeutungsprozess nach: Archäologische Funde aus Xinjiang galten lange Zeit als wertlose Überreste. Ihr materieller und symbolischer Wert stieg erst, als westliche Forscher ihren Blick darauf warfen. Parallel entwickelte sich Wertschätzung bei den regionalen chinesischen Eliten, für die Sammlerstücke, die sie als Privateigentum ansahen, politisches Kapital bedeuteten. Erst mit der Gründung der neuen Republik China entstand indes das Verständnis von Kulturgütern als etwas Unbezahlbarem, als nationales Erbe. Angesichts dieses Befundes sind Zweifel durchaus angebracht, ob es richtig ist, dass allein diese jüngste Deutung die aktuellen Debatten in China und Europa bestimmt.

1 Vgl. Imre Galambos: A Forgotten Chinese Translation of the Preliminary Report of Aurel Stein's First Expedition, in: Irina Popova – Liu Yi (Hg): Dunhuang Studies: Prospects and Problems for the Coming Second Century of Research, St. Petersburg 2011, S. 55-59.

2 Xinjiang and the Modern Chinese State, University of Washington Press 2016.

3 Justin Jacobs: Indiana Jones in History: from Pompeii to the Moon, Pulp Hero Press 2017; zu den Kapiteln dieses Buches sind auch Videos verfügbar: https://www.youtube.com/playlist?list=PLgak0lvA3SHTN4a6rbABdQ1b1kS5f-fIef (25.10.2020).

4 Lilla Russell-Smith / Ines Konczak-Nagel: The Ruins of Kocho: Traces of Wooden Architecture on the Ancient Silk Road, Staatliche Museen zu Berlin 2016.

Florian Hoffmann

Unerwartete Nachbarschaft

Zur Dekolonialität in Lateinamerika

Lateinamerika steht in mehrfacher Hinsicht sowohl am Anfangs- wie auch am Endpunkt des Kolonialismus: am Anfang zum einen, da zumindest aus der Perspektive lateinamerikanischer Autoren die Entdeckung Amerikas nicht nur den eigentlichen Ausgangspunkt des modernen Kolonialismus darstellt. Zum anderen steht Lateinamerika aber auch am Anfang der Dekolonisation, die dort überwiegend bereits im 19. Jahrhundert stattfand und zur Überführung der einstigen spanischen und portugiesischen Kolonien in unabhängige Gemeinwesen führte, die nominell dem Muster europäischer Nationalstaaten folgten, faktisch aber vom Kolonialismus im Inneren und Äußeren gezeichnet blieben. So gelten zwar Figuren der Unabhängigkeitsbewegungen des 19. Jahrhunderts wie Simon Bolívar, José Martí oder (nach der Deutung heutiger Autoren) bereits kolonialkritische Stimmen des 16. Jahrhunderts wie Guamán Poma de Ayala, zu den Vordenkern einer dekolonialen Perspektive, diese selbst kristallisierte sich allerdings erst ab den 1990er Jahren und in kritischer Abgrenzung zum vorangehenden Postkolonialismus, der sich seit den fünfziger Jahren vor allem im Hinblick auf die afrikanische und südasiatische Kolonialerfahrung entwickelt hatte, heraus.[1]

Kristallisationspunkte waren dabei zunächst ironischerweise vor allem nordamerikanische Universitäten, wo dort ansässige lateinamerikanische Autoren Anfang der 1990er Jahre die *Latin American Subaltern Studies Group* nach dem Vorbild der *South Asian Subaltern Studies Group* gründeten; in den späten 1990er Jahren kam es dann zur Abspaltung des radikaleren Teils dieser Gruppe in die *Gruppe Modernität/Kolonialität.* Zu ihren inzwischen klassischen Vordenkern gehören (unter anderen) Enrique Dussel, Aníbal Quijano, Walter Mignolo, Arthuro Escobar, Nelson Maldonado-Torres, Catherine Walsh, aber auch nordamerikanische bzw. europäische Intellektuelle wie Immanuel Wallerstein oder Boaventura de Souza Santos.[2]

Ideengeschichtlich suchte dieser lateinamerikanische Dekolonialismus sich von vornherein von den postkolonialen (und subalternen) Ansätzen abzugrenzen, die er aufgrund ihres Rückgriffs vor allem auf Autoren des französischen Poststrukturalismus des Eurozentrismus zieh. Er selbst baute stattdessen auf den Kolonialismuskritiken der «französischen Triade» (Frantz Fanon, Aimé Cesare und Albert Memmi), der Orientalismuskritik Edward Saids,[3] ebenso wie auf der Befreiungstheologie und auf der marxistisch geprägten Analytik der in Lateinamerika in den sechziger Jahren entwickelten Dependenztheorie wie auch auf der Wallersteinschen Weltsystemtheorie auf.[4] Im Fokus war und ist die Moderne, ihre vermeintlich anhaltend eurozentrische Ausrichtung und die in ihr als konstitutiv eingeschrieben erkannte Kolonialität. Zentrale Thesen sind dabei die sogenannte Kolonialität der Macht, nach der koloniale Ungleichheit, Ausbeutung und Unterdrückung nicht mit der Entkolonisierung überwunden wurden, sondern sowohl innerhalb der lateinamerikanischen Staaten wie auch im weltweiten Nord-Süd Gefälle weiterhin erhalten sind;[5] des Weiteren die Kolonialität des Seins, nach der sich die Moderne über die Kategorie der «Rasse» (im Sinne der *race, raza, raça*) durch antagonistische Ab- bzw. Ausgrenzung bestimmter Personengruppen konstituiert;[6] und schließlich die Kolonialität des Wissens, nach der die Dominanz moderner (und daher eurozentrischer) Wissenschaft einen «Epistemizid» vorkolonialer bzw. nicht-europäischer Wissensformen verursacht habe.[7]

Trotz dieses zentralen Kanons des dekolonialen Denkens hat sich dieses mittlerweile verästelt und heterogenisiert und ist sowohl von den Funktionslogiken des globalisierten Wissenschaftsbetriebes (auch in Lateinamerika) wie auch von regionalen Ungleichzeitigkeiten geprägt. Besonders ausgeprägt bleibt dabei jene zwischen der Mehrheit spanischsprechender Länder in der Region und dem (portugiesischsprechenden) Riesen Brasilien. Ist die dekoloniale Theorie in letzteren nur mit einiger

Verspätung eingesickert und hat erst in jüngster Zeit eine ähnliche Bedeutung erlangt wie in den Nachbarländern, so waren brasilianische Intellektuelle gleichwohl Vorreiter für eine lateinamerikanische Variante der Kritischen Rassismustheorie (*critical race theory*), die wiederum enge intellektuelle Beziehungen zum Dekolonialismus aufweist. Dabei ging und geht es Autorinnen und Autoren wie Lèlia Gonzales, Sueli Carneiro oder Joaze Bernardino-Costa mit der Einführung von neuen Begrifflichkeiten wie *Améfrica Ladina*, *Améfricanidade*, oder *Pretogues* vor allem darum, eine afroamerikanische und amerindische Eigenidentität zu bezeichnen wie auch ihre Zentralität in der Konstitution der lateinamerikanischen Gesellschaften hervorzuheben.[8] Darauf aufbauend hat diese Denkrichtung mittlerweile die These der Nekropolitik des kamerunischen Philosophen Achille Mbembe aufgegriffen, die ihrerseits mit der Idee der Kolonialität des Seins amalgamiert werden kann und nach der insbesondere in die afroamerikanische und indigene Bevölkerung Lateinamerikas eine konstitutive Andersheit eingeschrieben ist, aufgrund derer diese im Gegensatz zur dominanten (weißen) Bevölkerung in einer Art struktureller Todeszone verharren muss.[9]

Darüber hinaus hat der Dekolonialismus in letzter Zeit Themen und Begrifflichkeiten aus entwicklungs- und wachstumskritischen Bewegungen, wie die Idee des *Buen Vivir/Sumak Kawsay*, aufgegriffen und versucht, unter dem Motto der Konvivialität («gutes Zusammenleben») und in Anknüpfung an vorkoloniale bzw. nicht-moderne Wissensbestände und Lebensformen Alternativen zum Paradigma der wachstumszentrierten und ressourcenintensiven Wirtschaftsentwicklung zu rekonstruieren.[10] Schließlich hat der *giro decolonial* (dekoloniale Wende) in seinem weiteren Umfeld ein neues und vor allem historiographisch ausgerichtetes Interesse an der Partikularität Lateinamerikas hervorgebracht, das sich (unter anderem) in Arbeiten wie Daniel Bonilla Maldonados *Constitutionalism of the Global South*, Arnulf Becker Lorcas *Mestizo International Law*, oder Juan Pablo Scarfis *The Hidden History of International Law in the Americas* widerspiegeln.[11]

Und wie geht es weiter? Mit ihrer Offenlegung der vormals von eurozentrischen Fortschritts- und Überlegenheitsnarrativen verdeckten kolonialen Matrix kann die dekoloniale Perspektive einen wichtigen Beitrag zum Verständnis der lateinamerikanischen wie der globalen Moderne leisten. Gleichwohl scheint zumindest ihr radikaler Flügel deutlich mehr zu wollen, nämlich nicht weniger als eine epistemische Revolution, die die Moderne zugleich überwindet und rückentwickelt. Der Preis dafür ist allerdings hoch, impliziert diese doch den Rückgriff auf einen essentialistischen Identitätsbegriff, die Aufgabe des Ideals eines gemeinsamen Standpunktes und den Verzicht auf einen geteilten und teilbaren Wissensbestand. Damit aber finden sich zumindest Aspekte des dekolonialen Horizontes in unguter Nähe zu den Positionen jener Rechtspopulisten, die auch in Lateinamerika auf dem Vormarsch sind. Vielleicht noch wichtiger ist aber, dass das Postulat der epistemischen Partikularität Lateinamerikas – wie des postkolonialen Südens generell – dazu führen kann, dass der Blick auf die *eine* (globale) Moderne verstellt bleibt.[12]

1 Sérgio Costa: The Research on Modernity in Latin America: Lineages and dilemmas, in: Current Sociology (2018), S. 1.

2 Vgl. Pablo Quintero, Patricia Figueira, Paz Concha Elizalde: Uma Breve Historia dos Estudos Decoloniais, MASP Afterall Nr. 2, 2019, S. 1.

3 Vgl. Walter Mignolo und Catherine Walsh: On Decoloniality: Concepts, Analytics, Praxis, Durham 2018.

4 Vgl. Luciana Ballestrin: América Latina e o giro decolonial, in: Revista Brasileira de Ciência Política 89 (2013), S. 89.

5 Vgl. Anibal Quijano: Colonialidad del poder, eurocentrismo y América Latina, Cuestiones y horizonte: de la dependencia histórico-estructural a la colonialidad/descolonialidad del poder, Buenos Aires 2014.

6 Vgl. Nelson Maldonado-Torres: Sobre la colonialidad del ser: contribuciones al desarrollo de un concepto, in: Santiago Castro-Gómez und Ramon Grosfoguel (Hg.): El giro decolonial: reflexiones para una diversidad epistêmica más allá del capitalismo global, Bogotá 2007.

7 Vgl. Ramon Grosfoguel: The Structure of Knowledge in Westernized Universities: Epistemic Racism/Sexism and the Four Genocides/Epistemicides of the Long 16th Century, in: Human Architecture: Journal of the Sociology of Self-Knowledge 11 (2013).

8 Vgl. Joaze Bernardino-Costa und Nelson Maldonado-Torres: Decolonialidade e pensamento afrodiaspórico, São Paulo 2018.

9 Achille Mbembe: Necropolitics, Steven Corcoran (übers.), Durham 2019; siehe in diesem Zusammenhang auch den Debattenbeitrag von Ralf Michaels: Deutschstunde für alle, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung, Nr. 131, Montag 8. Juni 2020, S. 11.

10 Vgl. Alberto Acosta, Buen Vivir: Vom Recht auf ein gutes Leben, München 2015; und Antonio Luis Hidalgo-Capitán und Ana Patricia Cubillo-Guevara: Deconstruction and Genealogy of Latin American Good Living (Buen Vivir). The (Triune) Good Living and Its Diverse Intellectual Wellsprings, in: Gilles Carbonnier, Humberto Campodónico, und Sergio Tezanos Vázquez (Hg.): Alternative Pathways to Sustainable Development: Lessons from Latin America, Leiden 2017.

11 Vgl. Daniel Bonilla Maldonado: Constitutionalism of the Global South, Cambridge 2013; Arnulf Becker Lorca: Mestizo International Law: A Global Intellectual History 1842-1933, Cambridge 2014; Juan Pablo Scarfi: The Hidden History of International Law in the Americas, Oxford 2017.

12 Vgl. Florian Hoffmann: Facing South: On the Significance of an/other Modernity in Comparative Constitutional Law, in: Philipp Dann, Michael Riegner und Maxim Bönnemann (Hg.): The Global South and Comparative Constitutional Law, Oxford 2020.

Joachim Nettelbeck/Alexandra Kemmerer

Des Seefahrers Widersprüche

Ein Gespräch

Ein Spätsommertag in Schöneberg. Joachim Nettelbeck, 1944 in Mannheim geboren, hat einen Stapel verschiedener Ausgaben der Lebenserinnerungen seines gleichnamigen Vorfahren mitgebracht, des Seefahrers, Sklavenhändlers und Volkshelden, in Kolberg (dem heutigen Kołobrzeg, damals im preußischen Teil Pommerns) geboren 1738 und dort 1824 gestorben. Schon zu Lebzeiten wurde Joachim Nettelbeck für seinen Widerstand gegen die napoleonischen Truppen gefeiert. Bis 1945 erreichte *Des Seefahrers und aufrechten Bürgers Joachim Nettelbeck wunderbare Lebensgeschichte von ihm selbst erzählt* in immer neuen Editionen Rekordauflagen. 1942 kam eine weit verbreitete Feldpostausgabe heraus. Durch Paul Heyses Nationaldrama *Colberg* hatte der Vorzeigepatriot da längst Eingang in Schule und kollektives Gedächtnis gefunden. Die UFA widmete Nettelbeck und seiner Rolle bei der Belagerung Kolbergs unter der Regie von Veit Harlan ihren aufwendigsten und teuersten Propagandafilm, uraufgeführt am 30. Januar 1945 zeitgleich im Berliner Tauentzienpalast und in der «Atlantikfestung» La Rochelle. Viele Kinos lagen bereits in Trümmern, der Film erreichte nicht mehr das angezielte Millionenpublikum und kann als Vorbehaltsfilm bis heute in Deutschland nur kommentiert gezeigt werden. Doch Goebbels' Propagandaoffensive blieb nicht ganz wirkungslos: Heinrich George prägte bleibend das Bild des von ihm verkörperten Nettelbeck, den er im Film mit der Bekräftigung zitiert, die Bürger Kolbergs «würden sich lieber unter Schutthaufen begraben lassen als ihre Stadt zu übergeben».

Sie sind 1944 geboren und von ihren Eltern nach Joachim Nettelbeck, dem Seefahrer, benannt worden. Wann und wie sind sie mit diesem Namensvetter – oder besser: Namenspatron – bekannt geworden? Wurde über ihn gesprochen?

Es war meine Großmutter, die darauf bestand, dass ich diesen Namen haben sollte. Komischerweise gerade sie, die aus einer schwäbisch-kaufmännischen Familie kam – und es nun offenbar als Ehrentitel ansah, mit der Familie Nettelbeck verbunden zu sein. Und das habe ich irgendwann als Kind erfahren und nicht sonderlich ernst genommen. Gelesen habe ich Nettelbecks Aufzeichnungen erst als Erwachsener. Mein Vater erzählte – als ich schon studierte –, dass er vor dem Zweiten Weltkrieg irgendwann nach Kolberg gefahren sei und sich habe ehren lassen. Da ich ein schlechtes Verhältnis zu meinem Vater hatte, hat mich das nicht sonderlich motiviert, mich genauer mit diesem Vorfahren zu beschäftigen.

Was hat Sie später dazu veranlasst?

Auf jeden Fall war es während meines Studiums, wo ich angefangen habe, mich für Geschichte zu interessieren, für die Art und Weise, wie man Geschichte schreibt. Da habe ich mich mit dem Film «Kolberg» beschäftigt, der 1965 von ATLAS-Film neu aufgelegt worden war. Das hat mich damals sehr gewundert. Man muss sich die Situation der 1960er Jahre vorstellen: Meine Generation war ja im Wesentlichen politisch motiviert durch das Schweigen unserer Eltern über den Nationalsozialismus. Insofern war ein Film, der den eigenen Ahnen als Helden im Sinne des Nationalsozialismus glorifiziert, wirklich schauerlich. Als ich mir das dann aber angesehen habe, da war ich völlig überrascht, dass da praktisch kein ideologisches Wort vorkommt. Es ist immer nur von der Heimat, der Familie, dem Haus und so weiter die Rede. Der kommentierende Vorspann der ATLAS-Edition hat mein Interesse dann allerdings auf etwas gelenkt, was ich dann immer wichtiger fand, wenn ich mich erneut mit dem Film und mit Nettelbecks Leben beschäftigt habe: die Widersprüche. Dass dieser Mann einerseits Steuermann eines Sklavenschiffs war und andererseits das getan hat, was von den Nazis so perfide als Durchhaltepropaganda instrumentalisiert wurde: als Bürger Verantwortung gezeigt. Damit repräsentierte er auch den Geist des gebildeten 19. Jahrhunderts in Preußen. Als Bürger

war man nicht mehr nur der Untertan seines Königs, sondern Vertreter des Gemeinwohls.

Das heißt, sie konnten sich auf Ihren Ahn sogar positiv beziehen?
Genau, die Verkörperung dieses preußischen Übergangs – nicht zur Demokratie, sondern zum Rechtsstaat, der eine Konkretisierung des Gemeinwohls darstellte und damit auch die Macht des Königs begrenzte, aber ihn nicht abschaffte. Das habe ich in der Auseinandersetzung mit Nettelbeck und durch diesen Film gelernt: mit Widersprüchen umgehen lernen.

Als Hans Magnus Enzensberger Nettelbecks Lebenserinnerungen 1987 in seiner Anderen Bibliothek neu auflegte, blieb der selbstbewusste preußische Bürger Nettelbeck weitgehend ausgeblendet: Enzensberger veröffentlichte nur die ersten beiden Teile der Memoiren, von Nettelbeck selbst niedergeschrieben und erstmals 1820 und 1821 in den Pommerschen Provinzialblättern veröffentlicht – auf den dritten, maßgeblich vom Verleger Johann Christian Ludwig Haken verfassten Teil, der die Belagerung Kolbergs behandelt, verzichtete die Neuausgabe. Im Zentrum standen nun Nettelbecks Fahrten auf der Nordsee und Ostsee. Und seine Reisen auf Sklavenschiffen, die im atlantischen «Dreieckshandel» versklavte und grausam misshandelte Menschen in die Verwertungsketten des kolonialen Warenaustauschs zwangen.
Joachim Nettelbeck – der alte – war eine schillernde Figur. Ein polyglotter Abenteurer, der mit elf beschlossen hat, er wolle Seemann werden. In Amsterdam vom Schiff seines Onkels ausgerissen, befuhr er mit einem holländischen Ozeansegler die Route über Westafrika und Westindien, reiste als Untersteuermann von Amsterdam nach Surinam und segelte ab 1771 als Obersteuermann zweimal die Route über Guinea und Surinam. An der afrikanischen Küste tauschte er von örtlichen Händlern gegen Waffen, Pulver, Tabak, Stoffe, Branntwein und allerlei Nippes Menschen ein, die zur Sklavenarbeit auf Zucker- und Kaffeeplantagen verschleppt wurden. Als er diese Geschichten im Alter von über achtzig Jahren aufschrieb und stückweise veröffentlichte, da hatten sie solchen Erfolg, dass sein Verleger Hake ihm riet, unbedingt ein Buch daraus zu machen. Daraus wurden die ersten beiden Bände seiner Autobiographie. Und weil die sich so gut verkauften, folgte 1823 noch ein dritter Teil, über die Belagerung Kolbergs. Das ist eine Kompilation aus Tagebuchnotizen und frei nacherzählten Erinnerungen. Spätere Ausgaben waren meist Auswahlausgaben, in denen die Seefahrergeschichten neben der Kolberg-Episode immer mehr in den Hintergrund rückten.

Da beginnt eigentlich die Vereinnahmung der Figur des Joachim Nettelbeck als Propagandakonstrukt.
Das Buch war extrem populär. Es blieb ein Longseller, in immer neuen Ausgaben, und wurde besonders beliebt Anfang des 20. Jahrhunderts, da gab es sogar eine Schulausgabe für Jugendliche. Zunehmend wurde das Heroische betont, und die im dritten Teil geschilderte Verteidigung der Deutschen gegen die Franzosen. Ich habe noch eine Ausgabe von 1944, das ist interessant, da sind die ersten Teile wesentlich gekürzt. Das wird damit begründet, dass es so viele Abenteuer hintereinander seien, und da wäre es doch genauso gut, man würde einige auslassen. Und die Familie spielt eigentlich gar keine Rolle. Dadurch gewinnt der dritte Teil an Gewicht, der ist sehr wenig gekürzt, nur an manchen Stellen, wo sich Nettelbeck als Befürworter der Stein-Hardenbergschen Reformen und der Reform der Kommunalverfassung zu erkennen gab. Man merkt an solchen Auslassungen, dass es da eine ideologische Zuspitzung gab. Sonst blieb alles unverändert.

Enzensberger hat dann auf den von den Nationalsozialisten präferierten dritten Teil ganz verzichtet.
Das konnte man natürlich philologisch gut begründen, so steht es ja auch in der Einleitung zur En-

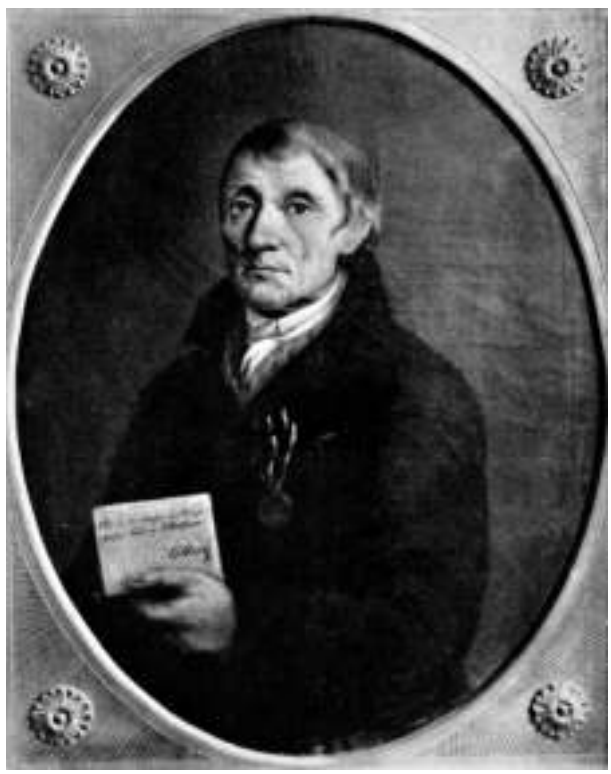


Abb. 1
Joachim Nettelbeck nach einem Ölbild von Wladimir Faworski.

zensberger-Ausgabe. Und deutscher Nationalismus, das war ja nicht günstig. Da ließ man den dritten Teil besser weg und gab eine ganz neue Begründung für die Wiederauflage: die anthropologische Bedeutung dieser detaillierten und in gewisser Weise so unprätentiösen Beschreibung der Seefahrt und des Sklavenhandels.

Den Ihr Vorfahr selbst im Rückblick widersprüchlich beurteilte. Mit dem Abstand eines halben Jahrhunderts fügte er seinem lebhaft erzählten Seemannsgarn bei der Niederschrift eine halbherzige Distanzierung vom «bösen Menschenhandel» an, der eben ein Gewerbe wie andere auch gewesen sei, «ohne daß man viel über seine Recht- oder Unrechtmäßigkeit grübelte». Sich selbst zeichnete Nettelbeck, der seinem König in einer Denkschrift 1814 die Übernahme einer französischen Kolonie in der Karibik und damit die Beteiligung an der kolonialen Sklavenwirtschaft auf Zucker- und Kaffeeplantagen (erfolglos) empfohlen hatte, von der Beteiligung an «barbarischer Grausamkeit» frei.

Dennoch packt einen bei seinen detaillierten Beschreibungen des triangulären Sklavenhandels das Entsetzen.

In mehreren deutschen Städten sind Straßen und Plätze nach Joachim Nettelbeck benannt, unter anderem der Berliner Nettelbeck-Platz im Wedding. Immer wieder

geraten diese Namensgebungen in die öffentliche Debatte. In Erfurt setzen sich seit März 2020 zwei zivilgesellschaftliche Initiativen für eine Umbenennung des seit 1905 (mit einer kurzen Unterbrechung in den 1950er Jahren) nach dem Seefahrer benannten Nettelbeck-Ufers an der Gera ein. Als Namensgeber sei Nettelbeck untragbar, er stehe «für Versklavungshandel, Kolonialismus, Nationalismus und Durchhalteterror».

Die Umbenennungsdebatten finde ich interessant – persönlich ist mir völlig egal, ob ein Platz oder ein Ufer nach ihm benannt wird. Ich habe ihn ja nicht gekannt. Aber hier werden Grundsatzfragen globalen Zusammenlebens berührt. Mamadou Diawara, der aus Mali stammende Frankfurter Ethnologe, sieht diese Intellektuellendispute über die Umbenennung von Straßen und Plätzen als symbolische Auseinandersetzungen, als Ersatzhandlungen, mit denen Probleme scheinbar bearbeitet werden, die in Wirklichkeit nach ganz anderen Lösungen verlangen. Die Nachwirkungen des Kolonialismus sind ja nicht nur symbolische. Wäre der Bevölkerung des Globalen Südens nicht mit einer Änderung der Handelsbedingungen oder der Agrarpolitik der EU mit ihrer Subventionierung einheimischer Landwirtschaft mehr geholfen als mit solchen Diskussionen?

Eine öffentliche Debatte in Deutschland schließt solche Veränderungen ja nicht aus. Im Gegenteil: Sie kann das Bewusstsein für deren Notwendigkeit schärfen.

Sicher, aber muss man deswegen in die Lebenswelt der Bürgerinnen und Bürger eingreifen? Der Sprachhistoriker Dietz Bering hat jüngst dafür geworben, in der Umbenennungsdiskussion zwischen dem «kommunikativen Alltagsgedächtnis» und dem institutionell gelenkten «kulturellen Gedächtnis» zu unterscheiden und zu berücksichtigen, dass Straßennamen beiden Sphären angehören. Genau darin liegt ihre Kraft und zugleich ihre besondere Problematik. Die Benennung einer Straße oder eines Platzes sei eine politische Tat, und sie gehöre als solche einem bestimmten Moment und bestimmten Zeitumständen an. Aber wenn das einmal geschehen sei, dann werde der Name zu einem Teil der Orientierung derjenigen, die da leben, Teil des Lebens dieser Leute. Und wenn man dann diesen Namen ändere, dann sei das wie bei der Änderung der Namen von Personen: Man muss sehr starke Gründe dafür haben. Ist die Diskussion Intellektueller über die Folgen des Kolonialismus Grund genug? Hier zeigt sich auch die Art unseres Umgangs mit Geschichte. Verlangen wir Eindeutigkeiten? Oder können wir Ambivalenzen und Widersprüche ertragen? Die Auseinandersetzung um den deutschen Nationalfeiertag ist ein anderes Beispiel für Formen dieses Umgangs. Nach meinem Verständnis von Geschichte wäre dafür der 9. November mit seinen vielschichtigen Erinnerungsspuren die angemessene Wahl gewesen. Warum will man, dass Geschichte irgendetwas Eindeutiges lehrt? Das interessante sind ihre Widersprüche. Die muss man zulassen, um sie zu verstehen.

Interessieren sich Ihre Kinder für die aktuellen Diskussionen um Ihre Vorfahren?

Meine jüngste Tochter Mathilde – die einzige, die sich wirklich für diese Debatte interessiert – findet die Beibehaltung einer solchen Namensgebung nach dem Steuermann von Sklavenschiffen und Propagandisten des Kolonialismus völlig indiskutabel. Sie sagt: Nur weg mit diesem Namen!

Ihre Frau hingegen, die Französin ist, hat ihre eigene Familiengeschichte mit Nettelbecks Biographie verbunden.

Ja, meine Frau hat einen Vorfahren, der in der napoleonischen Armee Koch war. Und sie hat sich immer vorgestellt, der sei der Koch der Belagerer von Kolberg gewesen. Aber das ist vielleicht eher ein Ausdruck für die Ambivalenz in der Familie, für Verbundenheit und Auseinandersetzung zugleich.

Bildnachweis: Abb. 1: Joachim Nettelbeck: Mein Leben. Zeulenroda: Bernhard Sporn Verlag 1938, Vorblatt.

Karl-Heinz Kohl

Mythos Heinrich

Eine Erinnerung

Eigentlich war es nur die für die Generation von 1968 typische Verweigerungshaltung, die meinem Entschluss zugrunde lag, mich gleich nach dem Abitur in Erlangen für ein so brotloses Fach wie die Religionsgeschichte einzuschreiben. Die Wahl habe ich nicht bereut, aber die großen Ereignisse spielten sich damals woanders ab. So beschloss ich, mein Studium in der Stadt fortzusetzen, von der die Studentenbewegung ihren Ausgang genommen hatte, und fand mich im Oktober 1970 in einem drängend vollen Hörsaal der Freien Universität wieder, in dem ein kleiner Mann in hellblauem Anzug frei redend vor dem Pult auf und ab schritt, während sich aus dem Publikum immer wieder Stimmen meldeten, die der seinen so glichen, dass man glauben mochte, er sei in dem großen Raum gleich mehrfach vorhanden.

Ich muss gestehen, dass ich anfangs nur wenig verstand. Immerhin bekam ich mit, dass Klaus Heinrich die Geschichte von Kronos, der seinen Vater Uranos entmannte, um dann selbst von seinen Kindern gestürzt zu werden, oder auch die von Gaia, mit der die Unterdrückung des weiblichen Geschlechts begann, so zu deuten verstand, dass ihre Bezüge zur politischen Lage um 1970 klar hervortraten. Doch musste ich passen, wenn er von den Vorsokratikern bis hin zu Heidegger nachzeichnete, wie in den Denksystemen der großen Philosophen die in den Mythen offen zur Sprache kommenden Konflikte verdrängt wurden, um als unerledigte immer wiederzukehren. Ähnlich erging es mir in den Kolloquien, die in dem gerade einmal wohnzimmergroßen Seminarraum des mit Efeu bewachsenen Institutsgebäudes stattfanden, in dem er 1948 die Freie Universität mitgegründet hatte. Hier konnte ich ihn als Primus inter Pares einer Gruppe von Wissenschaftlern erleben, die zum Teil noch bei seinem Vorgänger Walter Braune studiert hatten: einer Brüderhorde, hinter deren mit ironischem Lächeln vorgetragenen erotischen Anspielungen ich alles Mögliche vermutete. Freud hatte ich damals noch nicht gelesen.

Ich tat es aber umso eifriger, je mehr ich in den Bann meines neuen akademischen Lehrers geriet, dessen Höflichkeit, Liebenswürdigkeit und konventionelles Äußeres so wenig zu der rebellischen Haltung passte, die er gegenüber allen falschen Autoritäten, breitgetretenen Denkpfaden und vermeintlichen Gewissheiten einnahm. Klaus Heinrichs Philosophie war auch eine politische Philosophie, die ganz im Zeichen des Widerstands stand, der ihm schon als Jugendlichem in den letzten Tagen des untergehenden NS-Regimes eine Anklage wegen Wehrkraftzersetzung eingebracht hatte. Die Aufarbeitung dieser bis in die sechziger Jahre hinein verdrängten schlimmsten Phase der deutschen Geschichte sollte ihn sein Leben lang beschäftigen. Dass Unterwerfung nicht seine Sache war, mussten auch die Ordinarien der Philosophischen Fakultät erfahren, die seine Habilitation auch deshalb vergeblich zu verhindern suchten. Später sollte er zu einem der engagiertesten Verfechter der Reformuniversität werden.

Mitglieder des SDS und der Berliner Protestszene hatten schon früh zu den Besuchern seiner Vorlesungen gehört und sich von ihnen zu mancher spektakulären Aktion anregen lassen. Doch kam seine große Zeit erst, als die Studentenbewegung in mehrere, sich gegenseitig befehdende Fraktionen zu zerfallen begann. Seine Vorlesungen und Seminare wurden zu einem Zufluchtsort für die Studierenden, die an den alten Emanzipationsidealen festhielten und mit den verquasten Ideologien der maoistischen Splitterparteien nichts zu tun haben wollten. Zu seiner wachsenden Gefolgschaft gehörten aber auch Wissenschaftler aus benachbarten geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern: Grenzgänger zwischen den Disziplinen, die sich aus dem enormen Fundus seines klassischen Bildungswissens Inspirationen für ihre eigenen Arbeiten erhofften. Künstler, Schauspieler und Schriftsteller aus der regen Berliner Kulturszene gesellten sich bald dazu. Seine Lehrveranstaltungen wurden Kult, obgleich er vor der Sogkraft des Kultischen immer gewarnt hatte.

Abb. 1
Einverleibung der Mythen. Der Religionsphilosoph und Vortragskünstler Klaus Heinrich ist am 23. November 2020 in Berlin gestorben. Zeichnung von Klaus Heinrich.

In Heinrichs Religionsphilosophie nahm der aus dem Alten Testament bezogene Bündnis-Begriff einen zentralen Platz ein. «Mythen als Bundesgenossen der Aufklärung» war eine von ihm oft verwendete Formel. Ein Bündnis war auch er mit den Mitgliedern seines engeren Schülerkreises eingegangen. Er gab ihnen ihre Ideen ein, betreute ihre Arbeiten und focht ihre Habilitationen auch dann durch, wenn sie nicht in sein eigenes Fach fielen. Wie gerne hätte er jedem von ihnen eine Stelle gegeben, wären sie an seinem Institut nur nicht so knapp gewesen. Sie vergalten es ihm, indem sie sich wie ein Kordon um ihn scharten. Von Jochen Hörnisch einmal treffend als *puer senex* charakterisiert, erweckte er bei seinen Schülern offensichtlich den Anschein, dass sie ihn vor seinen Neidern und Gegnern schützen müssten. Und derer gab es in der geschlossenen akademischen Welt der FU viele. Einige seiner Anhänger begleiteten ihn selbst als intellektuelle Leibgarde zu den Vorträgen, die er außerhalb Berlins hielt, denn sie wussten, wie ungern er seine vertraute Umgebung verließ. Doch war dies nichts im Vergleich zu den Leistungen derjenigen, die es sich zur Aufgabe gemacht hatten, seine Vorlesungen über fast zwei Jahrzehnte hin auf Tonband aufzuzeichnen, sie samt den Einwürfen aus dem Publikum zu transkribieren und in einer eigenen Reihe herauszugeben. Und dies, obwohl sich ihr sokratischer Lehrer solche Mitschnitte anfänglich im Namen der Würde des vergänglichen Wortes verbeten hatte. Auf diese Weise ist mit den «Dahlemer Vorlesungen» ein in der jüngeren deutschen Universitätsgeschichte einmaliges Konvolut zusammengekommen, das ahnen lässt, wie der Rhetor durch seine Präsenz gewirkt hat.

Bildnachweis:
Abb. 1: ©Klaus Heinrich/Galerie Friese, Berlin.
Im Februar 2021 erscheint eine Auswahl von Klaus Heinrichs Zeichnungen im ça ira-Verlag.

Die Autorinnen und Autoren

DAVID ARMITAGE
geb. 1965, ist Lloyd C. Blankfein Professor für Ideengeschichte an der Harvard University. 2018 ist erschienen *Bürgerkrieg. Vom Wesen innerstaatlicher Konflikte.*

URS BÜTTNER
geb. 1980, forscht als wissenschaftlicher Mitarbeiter zur Globalgeschichte der deutschen Literatur an der Heinrich-Heine-Universität Düsseldorf. Demnächst erscheint *Globalgeschichten der deutschen Literatur. Ansätze – Methoden – Probleme* (Hg., zus. mit David Kim).

JÜRGEN ELVERT
geb. 1955, ist Jean-Monnet-Professor für Europäische Geschichte an der Universität zu Köln. 2018 ist erschienen *Europa, das Meer und die Welt. Eine maritime Geschichte der Neuzeit.*

ANDREAS FAHRMEIR
geb. 1969, ist Professor für Neuere Geschichte am Historischen Seminar der Goethe-Universität Frankfurt. 2020 ist erschienen *Deutschland. Globalgeschichte einer Nation.*

ULRIKE GLEIXNER
geb. 1958, ist apl. Professorin für die Geschichte der Frühen Neuzeit an der TU Berlin und leitet die Forschungsabteilung der Herzog August Bibliothek in Wolfenbüttel. 2021 erscheint *Things on the Move — Dinge unterwegs. Objects in Early Modern Cultural Transfer.*

CHRISTIAN HEITZMANN
geb. 1965, leitet die Abteilung Handschriften und Sondersammlungen der Herzog August Bibliothek Wolfenbüttel. 2019 ist erschienen *Marginalien in Bild und Text. Essays zu mittelalterlichen Handschriften* (Hg., zus. mit Patrizia Carmassi).

FLORIAN HOFFMANN
geb. 1972, ist Professor an der Juristischen Fakultät der Pontifícia Universidade Católica do Rio de Janeiro. 2016 ist erschienen *The Oxford Handbook of the Theory of International Law* (Hg., zus. mit Anne Orford).

ALEXANDRA KEMMERER
geb. 1972, ist wissenschaftliche Referentin am Max-Planck-Institut für ausländisches öffentliches Recht und Völkerrecht in Heidelberg, dessen Berliner Büro sie leitet. Demnächst erscheint *Der lange Schatten des Kolonialismus: Joseph Conrads Heart of Darkness, in: Krise(n) der Moderne* (Hg. von Klaus Kempter und Martina Engelbrecht).

JOST PHILIPP KLENNER
geb. 1979, lebt und arbeitet als Historiker in Berlin. 2019 ist erschienen *André Künkels Metamorphosen* im Katalog André Künkel 2012–2019.

KARL-HEINZ KOHL
geb. 1948, ist Professor Emeritus für Kultur- und Völkerkunde am Ethnologischen Institut der Goethe-Universität Frankfurt. 2003 ist erschienen *Die Macht der Dinge. Geschichte und Theorie sakraler Objekte.*

HENRIETTE LAVAULX-VRÉCOURT
geb. 1968, arbeitet als Kuratorin für Ost- und Nordasien im Ethnologischen Museum, Staatliche Museen zu Berlin (SPK). 2019 ist erschienen *Zur Sammlungsgeschichte von Objekten aus Jakutien im Ethnologischen Museum.*

MICHAEL MATTHIESEN
geb. 1959, lebt als Historiker und freier Autor in Karlsruhe. 2020 ist in der Sommer-Ausgabe der ZIG («Hegel») erschienen *Der Nachlass und die verlorenen Briefe (zus. mit Eef Overgaauw).*

JOACHIM NETTELBECK
geb. 1944, war von 1981 bis 2012 Sekretär des Wissenschaftskollegs. 2019 ist als Preprint erschienen *Verwalten von Wissenschaft, eine Kunst.*

JÜRGEN OSTERHAMMEL
geb. 1952, war bis 2018 Professor für Neuere und neueste Geschichte an der Universität Konstanz; seither ist er Distinguished Fellow am Freiburg Institute for Advanced Studies (FRIAS). 2020 ist erschienen *Global Publics: Their Power and Their Limits 1870-1990* (Hg., zus. mit Valeska Huber).

SUNDHYA PAHUJA
ist Direktorin des Institute for International Law and the Humanities (IILAH) an der Melbourne Law School. 2020 ist erschienen *International Law and the Cold War* (Hg. zus. mit Matthew Craven und Gerry Simpson).

HERMANN PARZINGER
geb. 1959, ist Prähistoriker und Präsident der Stiftung Preußischer Kulturbesitz. Demnächst erscheint *Verdammt und vernichtet. Kulturzerstörungen vom Alten Orient bis zur Gegenwart.*

LILLA RUSSELL-SMITH
ist Kuratorin für Zentralasiatische Kunst im Museum für Asiatische Kunst, Staatliche Museen zu Berlin (SPK). 2019 ist erschienen *Conversion and Magic: New Observations about Buddhist paintings from Kucha and Dunhuang.*

CYNTHIA SCHIMMING
ist Modeschöpferin aus Namibia. 2019 war sie Gastwissenschaftlerin am Ethnologischen Museum Berlin im Rahmen eines Kooperationsprojektes zwischen der SPK und der Museums Association of Namibia.

BRITT SCHLÜNZ
geb. 1987, ist Historikerin am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung und an der Humboldt-Universität zu Berlin. Sie forscht über das Verhältnis von Frömmigkeit und Politik in Spanien und Kuba im 19. Jahrhundert.

ANDREA SCHOLZ
geb. 1976, ist wissenschaftliche Mitarbeiterin am Ethnologischen Museum der Staatlichen Museen zu Berlin (SPK). Demnächst erscheint *Das relationale Museum. Objekt-Subjekt-Ethnographien in Amazonien und Berlin.*

REINHARD WENDT
geb. 1949, war bis 2015 Professor für Neuere Europäische und Außereuropäische Geschichte an der FernUniversität in Hagen. 2016 ist erschienen *Vom Kolonialismus zur Globalisierung. Europa und die Welt seit 1500* (2. Aufl.).